1,70 DM / Band 453
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Im Bann des Pegasus

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Im Bann des Pegasus

John Sinclair Nr. 453

von Jason Dark

erschienen am 10.03.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Bann des Pegasus

Als Poseidon, der lüsterne Gott der Meere, die junge Medusa sah, schleppte er sie in den Tempel der Athene und verführte sie. Aus dieser Verbindung stammte das Wunderpferd Pegasus, von dem in zahlreichen Sagen berichtet wird. Einige dieser Legenden hatte ich vor Jahren gelesen, damals wußte ich noch nicht, wie gefährlich Pegasus war…

Als James Benson mein Büro betrat, wusste ich sofort, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Seine Lippen zuckten, das Gesicht zeigte einen qequälten Ausdruckt und seine Hände hielt er zu Fäusten geballt. Dabei ging er wie ein Automat, der mit zunehmender Entfernung immer kleiner wurde, weil die Kraft aus dem Körper rann.

Ich wusste nicht viel von ihm. Er war Schriftsteller, Reiseautor und stammte aus London, doch er war in der ganzen Welt zu Hause. Benson hatte mich angerufen und um einen Termin gebeten.

Den hatte ich ihm gegeben.

Bevor er ganz zusammensackte, war ich bei ihm, stützte ihn ab und drückte ihn auf Sukos Stuhl, der meinem, durch zwei Schreibtische getrennt, gegenüberstand.

»Danke«, ächzte er.

»Möchten Sie ein Glas Wasser?«

»Wenn Sie haben…«

»Natürlich. Glenda!« rief ich meine Sekretärin. »Bitte, bringen Sie ein Glas Wasser.«

»Sofort, Mr. Sinclair.« Wenn Fremde dabei waren, redeten wir uns nicht zu vertraulich an.

James Benson wischte durch sein Gesicht. Als er seine Handflächen betrachtete, waren sie nass. Auch der dünne Leinenanzug zeigte Schwitzflecken. Irgend etwas musste in seinem Körper toben, möglicherweise eine schlimme Krankheit.

»Soll ich einen Arzt rufen, Mr. Benson?«

»Nein, das nicht. Kein Doktor.« Er setzte sich so hin, dass er mich anschauen konnte. »Ich will ja mit Ihnen reden. Auf Sie, Sinclair, kommt es mir an.«

»Natürlich.«

Glenda brachte das Wasser. Ich bedankte mich bei ihr und schaute zu, wie Benson das Glas mit beiden Händen umfasste und erst dann gegen die Lippen führte. Er trank sehr langsam. Er war ein Gezeichneter, war fertig, vielleicht am Ende, hatte keine Nerven mehr.

Zur Hälfte leergetrunken, stellte er das Glas zur Seite. »Ich muss mich beeilen, Mr. Sinclair. Es bleibt mir nicht viel Zeit. Sie haben mich erwischt.«

»Wer?«

»Darüber will ich mit Ihnen reden.« Er lehnte sich zurück und fuhr mit beiden Händen durch sein graues Haar. »Es sind gefährliche Menschen. Sie nehmen keine Rücksicht. Sie sind geheimnisvoll, sie halten zusammen, sie wissen sehr viel…« Nach diesen Worten starrte er ins Leere, als wollte er seine nächsten Worte noch einmal genau überdenken.

»Bitte, reden Sie weiter!«

»Geben Sie mir eine Zigarette«, bat er mich plötzlich. Ich tat ihm den

Gefallen. Er rauchte und schaute mich durch die blaugraue Wolke zwischen uns an. »Ich bin Reiseautor«, sägte er, »dabei kommt man ja viel herum in der Welt, aber eine Ecke in Europa hat mich besonders fasziniert. Die südöstliche Griechische Sagen und Legenden waren schon immer ein Hobby von mir gewesen. Ich habe die griechische Mythologie erforscht und interpretiert. Dabei bin ich zu erstaunlichen Ergebnissen gekommen.«

»Bitte.«

»Kennen Sie Samos?«

»Sie sprachen vorhin von Südosteuropa. Deshalb nehme ich an, dass Sie die Insel meinen und nicht den Wein.«

»Richtig.«

»Nur vom Hörensagen, Mr. Benson.«

»Ich habe einige Zeit dort verbracht und bin einer Sache auf die Spur gekommen, die gefährlich ist. Zwei Dinge müssen Sie sich merken. Pegasus und die Loge der Mystiker.«

»Das erste kenne ich. Pegasus ist das Symbol der Schriftsteller, das geflügelte Pferd, das die Phantasie der Menschen symbolisiert.«

»Ja, stimmt.«

»Und die Loge der Mystiker?«

»Ist eine gefährliche Gruppe, die sich auf Samos etabliert hat. Sie müssen Acht geben. Das Kloster ist ebenfalls eine Falle, auch wenn es nicht so aussieht. Sie werden immer herzlich aufgenommen, aber wehe, Sie kommen den Dingen auf den Grund.« Er griff wieder zum Glas und trank es leer.

»Was haben Sie dort entdeckt?«

Er schaute mich an. Dabei hatte sich der Ausdruck in seinen Augen verändert. Er war glasiger geworden. Man konnte das Gefühl haben, dass seine Augen jeden Augenblick zerspringen würden. Auf einmal stand der Schweiß auf seiner Stirn.

»Ich werde doch einen Arzt kommen lassen, Mr. Benson…«

»Zu… zu … spät«, ächzte er. »Das Gift … der Ring … verdammt!« Er stand plötzlich auf und presste seine Hände gegen den Magen. Sein Gesicht bekam Flecken. Er öffnete den Mund. Die Zunge kam zwischen den Lippen hervor. Er würgte. Grünlichgelber Schleim drang aus seinem Mund und klatschte auf den Schreibtisch.

Dann brach er zusammen. Ich hatte noch den Arm ausgestreckt und fing seinen Kopf ab, damit er nicht mit dem Gesicht auf die Platte schlug. An der Haut fühlte ich den kalten Schweiß. Ich hörte ihn noch röcheln, er zuckte, dann lag er plötzlich still.

»Glenda!« Sie war sofort da. »Ruf einen Arzt, schnell!« Sie stellte keine weiteren Fragen, nickte und verschwand. Ich lief um den Schreibtisch herum, um mir den Mann näher anzuschauen. Als ich meine Hand gegen die Halsschlagader legte und nachfühlte, ob der

Puls noch schlug, spürte ich nichts.

Auch der Herzschlag war nicht festzustellen. Ich drückte ihn zurück und gegen die Lehne des Stuhles.

Sein Gesicht war eingefallen und grau. Es wirkte bleich wie kaltes Fett.

Die Augen standen offen, der Blick war erstarrt. Aus dem rechten Mundwinkel rann noch die grüngelbe Flüssigkeit. Ich konnte nur mehr eines für ihn tun. Ihm die Augen zudrücken. Erschüttert stand ich neben ihn und wartete auf das Eintreffen des Arztes. Der kam rasch und schaute sich den Toten an.

»Exitus, Mr. Sinclair, der Mann lebt nicht mehr. Ist er hier in Ihrem Büro gestorben?«

»Ja.«

Glenda stand an der Tür und hielt eine Hand vor den Mund.

»Können Sie mir die Symptome schildern, die zu seinem Ableben führten, Mr. Sinclair?«

»Er sprach davon, dass man ihn vergiftet hätte.«

Der Mediziner nickte. »Das kann hinkommen.«

»Deshalb bitte ich Sie, so rasch wie möglich herauszubekommen, durch welches Gift er ums Leben kam. Eine Obduktion ist unerlässlich.«

»Das ist selbstverständlich.« Der Arzt schritt um den Schreibtisch herum und griff zum Telefonhörer. Er sorgte dafür, dass der Tote aus meinem Büro in die Obduktionsabteilung geschafft wurde.

Auch die beiden Helfer waren schnell oben. Sie brachten den Plastiksack mit, in den sie die Leiche steckten. Als sie den Reißverschluss zuzogen, hörte ich das hart klingende Geräusch, und es widerte mich an.

Sie trugen den Toten hinaus. Der Arzt gab mir noch zu verstehen, dass ich wieder von ihm hörte.

Jetzt erst betrat Glenda mein Büro. Sie hatte etwas Richtiges getan und eine Flasche besorgt. Es war Cognac, den konnten wir jetzt vertragen, den hatten wir uns verdient.

Jeder von uns bekam einen Doppelten. Als wir die Hälfte getrunken hatten und die Wärme im Magen spürten, schüttelte Glenda den Kopf.

»Das habe ich noch nie erlebt«, sagte sie. »Ich sah dem Mann an, dass er sich nicht wohl fühlte, aber dass es ihm so schlecht ging, kann ich nicht begreifen.«

»Auch mir fällt es schwer.«

»Was hat er denn gewollt?«

Ich nahm noch einen Schluck und setzte mich auf die Schreibtischkante…

»Wenn ich das genau wüsste, ginge es mir besser. Aber ich bin leider überfragt.«

»Hat er nichts sagen können?«

»Doch. Er, der Reiseschriftsteller, hat mir von Griechenland erzählt. Er war Spezialist für griechische Mythologie und Sagen. Besonders erwähnte er die Insel Samos. Da muss sich etwas getan haben, über das wir noch nichts wissen.«

»Kam er von dort?«

»Ich gehe davon aus. Er sprach von einer Loge der Mystiker, von einem Ring, von Gift…«

»Das ihn ja wohl erwischt hat.«

Das Telefon summte. Ich hob ab und vernahm die Stimme meines Chefs, Superintendent Powell. »John, wie ich hörte, hat es bei Ihnen im Büro einen Toten gegeben?«

»Das stimmt leider, Sir?«

»Wie war das möglich?« Seine Stimme hatte bei dieser Frage eine Nuance ernster geklungen.

»Ich komme zu Ihnen und werde es Ihnen erklären.«

»Das wäre gut.«

Sir James wartete stehend hinter seinem Schreibtisch und bot mir einen Platz an. Der zweite Stuhl blieb frei. Dort hatte Suko sonst immer gesessen. Ich blickte nicht hin, sondern in das Gesicht meines Chefs, das von Sorgenfalten gezeichnet war.

Ich begann mit meinem Bericht. Es war nicht viel zu sagen. Der Hinweis auf die Insel Samos zählte, auch Dinge wie das Gift oder der Ring, ansonsten wusste ich kaum etwas.

Sir James nickte. »Was vermuten Sie dahinter?«

»Ich weiß es nicht.«

»Loge der Mystiker. Das klingt nach einer Verschwörung.«

»Kann sein, Sir. Ich bin da skeptisch. Viele Clubs und Zirkel geben sich besondere Namen, weil die besser klingen. Ich möchte die Zeit erst einmal abwarten.«

»Welche?«

»Die der Obduktion. Möglicherweise bringt uns das in seinem Körper gefundene Gift auf eine Spur.«

»Die Sie auf Samos finden werden.«

»Kann sein.«

»Würden Sie fliegen?«

»Selbstverständlich.«

»Ja«, sagte er dann, »ich hätte praktisch eine leere Abteilung.«

***

Es war klar, dass er auf Sukos Verschwinden anspielte. Mein Freund, Partner und Kollege war nicht mehr bei uns. Nach dem Tod seiner geliebten Shao hatte er seinen Koffer gepackt und war verschwunden.

Weggelaufen, geflüchtet, mit sich und der Welt unzufrieden. Er

wollte nichts mehr hören und nichts mehr sehen. Es war aus und vorbei. Ohne ein Wort des Abschieds hatte der Chinese alles hingeworfen und war seinen eigenen Weg gegangen, ohne uns einen Hinweis oder eine Spur zu geben.

Der Blick des Superintendenten traf mich, und ich las auch eine Frage darin, aber ich konnte nur die Schultern heben.

»Sir, ich bin ebenso schlau wie Sie. Es tut mir leid, aber ich habe von Suko nichts gehört. Er hat sich telefonisch bei mir nicht gemeldet.«

»Wo könnte er sein?«

»Das weiß ich auch nicht.«

Sir James dachte nach. »Hat er sich denn mit dem Tod seiner Partnerin abgefunden?«

»Wie meinen Sie das?«

»Mir ist es vorgekommen, als könnte Suko nicht so recht an ein Ableben seiner Shao glauben. Er hat doch zu Ihnen gesagt, dass da etwas nicht stimmt.«

»Ja. Aber er hatte auch Zeit genug gehabt, um in der Klinik über einige Dinge nachzudenken, trotz dieses Monstrums Udexa. Vielleicht ist ihm da ein Gedanke gekommen, eine Lösung, der Hauch einer Spur. Möglich ist alles. Nur hat er mit mir darüber nicht gesprochen.«

»Sie haben ihn auch nicht gefragt oder?«

»Doch, ich habe Fragen gestellt. Sogar sehr exakt. Ich wollte schließlich wissen, was mit ihm los war. Was tat Suko? Er hob die Schultern, ansonsten blieb er still. Keine Aussage, kein Hinweis, kein Tipp, einfach gar nichts.«

Sir James trank einen Schluck Wasser. »Meinen Sie denn, dass er sich irgendwann einmal meldet?«

»Ich hoffe es.«

Mein Chef schaute an mir vorbei. Dann sagte er etwas, das mich aufrüttelte. »Ich habe auch über Suko nachgedacht, ebenfalls über Shao. Manchmal habe ich das Gefühl, als wäre sie nicht tot.«

»Sondern?«

»Ich weiß es nicht, John.«

»Sir, ich habe Shao tot vor meinen Füßen liegen gesehen.« Ich streckte bei diesen Worten die Arme nach vorn und breitete sie aus.

»Sie lebte nicht mehr. Man hat sie durch diese grausame Trommelfolter umgebracht. Es war ein gut vorbereiteter Plan, glauben Sie mir.«

»Das möchte ich gern. Andererseits denke ich an Shaos Abstammung. Amaterasu war eine Göttin.«

»Die ihr nicht mehr helfen konnte. Die Dämonentrommler hielten sie in Schach. Aber durch diesen Rhythmus holten sie einen anderen hervor. Nämlich Susanoo, und seine Rache hat eben Shao voll getroffen. Er wollte die letzte aus der Dynastie vernichten.«

»Das weiß auch Suko?«
»Natürlich!«
»Könnte es dann sein, dass er sich auf den Weg gemacht hat, um Susanoo zu finden?«
»Ich traue ihm alles zu.« Meine Antwort kam spontan.
»Ja, ich ebenfalls.«
Das Summen des Telefons unterbrach uns. Sir James, hob ab und reichte mir den Hörer, nachdem er sich gemeldet hatte. Es war der Arzt. Er bestätigte, dass James Benson vergiftet worden war.
»Ist das Gift analysiert?« fragte ich.
»Die Zeit war dafür zu kurz, ich vermute aber, dass es sich dabei um ein Gift aus der orientalischen Küche handelt.«
»Ja, der Mann war in Griechenland.«
»Sehen Sie, das kann hinkommen. Jedenfalls ist er keines natürlichen Todes gestorben. Und er starb qualvoll. Die Dosis war relativ gering. Eine größere Menge hätte ihn auf der Stelle getötet. So hat man ihn praktisch erst gequält.«
»Und er hat noch etwas sagen können.«
»Wie meinen Sie?«
»Schon gut, Doc, danke.« Ich legte auf. Wir waren wieder beim Thema, und ich berichtete Sir James, was ich erfahren hatte.
»Dann ist der Fall also heiß?«
»Noch!«
Sir James drehte einen Bleistift zwischen den Fingern. »Wollen Sie nach Samos fliegen?«
»Das wäre am besten.«
»Und Suko?«
Ich hob die Schultern. »Sir, was soll ich machen? Ich kann daran nichts ändern. Er ist verschwunden. Wir können nicht hier sitzen und auf ihn warten. Ich glaube fest daran, dass die andere Seite sich freut, dass sie uns geschwächt hat.«
»Dann stünden Sie auf verlorenem Posten.«
Mein Lächeln fiel bitter aus. »Ja, wie vor Jahren, als es Suko bei uns noch nicht gab.«
Mein Chef schaute mich ernst an. »Wir werfen die Flinte trotzdem nicht ins Korn. Wir sind ja gezwungen, weiterzumachen. Jeder kann aussteigen, wir nicht.«
»Das stimmt leider.«
»Da Sie allein fliegen werden, müssten Sie trotzdem Unterstützung haben. Der Geheimdienst hat in Griechenland seine Beobachter sitzen. Ich werde herausfinden, ob es auf der Insel Samos einen Kontaktmann gibt, glaube aber fest daran.«
»Gut dann geben Sie mir Bescheid.«
Ich stand auf und verließ das Büro meines Chefs. Glenda fand ich

ziemlich blass hinter der Schreibmaschine sitzen. Sie kaute auf ihrer Unterlippe. »Du fährst nicht?«

»Nein, ich fliege.«

»Witzbold. Wohin?«

»Griechenland. Die Insel Samos. Dort werde ich auch das Kloster finden, von dem Benson gesprochen hat.«

Glendas Blick zeigte Erschrecken. »Und wenn es dir ebenso ergeht wie diesem Schriftsteller?«

Ich hob die Schultern. »Dann habe ich Pech gehabt. Ich werde allerdings dafür sorgen, dass es mir nicht so ergeht. Ich bin gewarnt, Glenda, das darfst du nicht vergessen.«

»Gib trotzdem acht.«

»Mach ich.«

»Nimmst du jemand mit?«

»Wen denn?«

»Bill Conolly.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, den kann ich von zu Hause nicht losreißen. Außerdem liegt kein besonderer Grund vor. Oder bist du da anderer Meinung?«

»Zumindest hättest du eine Rückendeckung.«

Ich lachte auf. »Weißt du, Glenda, ich muss mich allmählich wieder an die Zeiten gewöhnen, die zwar schon lange zurückliegen, aber damals bin ich auch allein durchgekommen. Heute sehe ich die Chancen sogar besser. Ich weiß mehr, kenne in etwa meine Herkunft und bin auch gespannt, jemand kennen zulernen.«

»Wen denn?«

Ich beugte mich zu ihr herunter, so dass unsere beiden Gesichter fast Kontakt bekamen. »Pegasus!«

»Das Pferd?«

»Ja, sogar mit Flügeln.«

»Ich weiß nicht.« Glenda verzog den Mund. »Ob das alles so gut ist. Dein Optimismus erscheint mir gespielt. Es ist einfach zuviel geschehen. Wir sind geschwächt worden. Zuerst verschwand der Eiserne Engel, jetzt ist Suko weg. Ich bin gespannt, wer als nächster an die Reihe kommt.«

»Das weiß ich nicht, Glenda. Aber rechnen muss man mit dem Schlimmsten…«

***

Das Gespräch hatte vor drei Tagen stattgefunden. Jetzt war ich auf Samos, war in Griechenland und erlebte den Beginn einer prächtigen Nacht. Auf der Insel gab es nur ein Kloster. Benson hatte von einem Kloster gesprochen, ich hatte es sehr schnell gefunden und war auch hineingekommen. Seinen Namen hatte ich ebenfalls erwähnt, mich als

Freund ausgegeben, doch keine Reaktion geerntet. Durch nichts hatten mir die Mönche zu erkennen gegeben, dass sie mir feindlich oder besonders freundlich gesonnen waren.

Ich durfte aber bleiben.

Mit einem Mann war ich ins Gespräch gekommen. Er hieß Kostos, stammte aus Athen, war Historiker gewesen und hatte sich, um Studien zu betreiben, in das Kloster zurückgezogen.

Es herrschten nicht ganz so strenge Regeln, wie man sie von anderen griechischen Klöstern her kennt. Die Mönche hier unterhielten sich, auch wenn sie nur das Nötigste sprachen.

Kostos war ungefähr in meinem Alter. Sein Gesicht war kaum zu erkennen, weil es von einem bräunschwarzen Bart eingenommen wurde, Ich kannte ihn nicht anders, als in seiner langen Kutte, die aus einem hellroten Stoff bestand, der bis zu den Knöcheln reichte.

An den Füßen trug der Mönch einfache Riemensandalen.

Ich wusste nicht, ob es sich bei den Mönchen um die geheimnisvolle Loge der Mystiker handelte, war aber davon ausgegangen, denn als er mich bei Anbruch der Dunkelheit auf die Klostermauern führte, entdeckte ich an ihm ein weiteres Indiz.

Es war ein dicker Siegelring, der in einem matten Goldton schimmerte und auf seiner runden Oberfläche als Zeichen den Abdruck des Pegasus besaß, das geflügelte Pferd. Also war ich richtig.

Ich hatte den Mönch noch nicht auf den Ring angesprochen, wollte es aber noch nachholen.

Er ging vor mir her. Die Steinstufen waren breit und ausgetreten.

Wind kam vom Meer und fuhr gegen unsere Gesichter, denn die Treppe lag außerhalb der Mauern. Sie wand sich an der Südseite eines kleinen Turms in die Höhe und endete praktisch auf dem höchsten Teil der Klostermauer, wo sich eine Art Wehrgang befand.

Ein wunderbarer Aussichtspunkt, wie ich sehr schnell feststellte, denn von dieser Seite aus glitt der Blick weit über das Meer hinaus.

An klaren Tagen schimmerte östlich von uns das Ufer eines anderen Landes, der Türkei. Der Tag war sehr warm gewesen. Doch die dicken Klostermauern hatten die Hitze abgehalten, so dass ich die abendliche Temperatur jetzt sogar als angenehm empfand.

Mein Blick glitt über das Meer. Ich wusste, dass irgendwo und mit bloßem Auge nicht zu erkennen, jemand auf mich wartete. Es war Godfrey Shulz, der Mann des Britischen Geheimdienstes auf Samos. Mit ihm hatte ich mich kurzgeschlossen, und er wollte mir eine gewisse Rückendeckung geben oder auch nur ein, Gefühl der Sicherheit vermitteln. Vom Typ her hatte er auf mich einen verlässlichen Eindruck gemacht, so ging ich davon aus, dass er tatsächlich auf dem Boot wartete und die Küste sowie das Kloster durch sein starkes Nachtglas mit Restlichtverstärker beobachtete.

Jemand sagte mir mal, dass es in Griechenland nie richtig dunkel werden würde.

Das Gefühl hatte ich auch. Obwohl wir Nacht hatten, lag über dem Meer ein seltsamer Glanz. Er stammte von den Gestirnen, die ihren Schein wie eine Decke über die Wogen breiteten, so dass die wogende Fläche ein dunkelblaues Aussehen bekam, das hin und wieder von den Schaumkronen der Wellen unterbrochen wurde.

Sehr weit glitt mein Blick. Ich sah andere Inseln. Zwar keine Umrisse, aber Lichter, die wie ferne Sterne grüßten. Auch auf dem Meer bewegten sie sich. Für viele Menschen war eine Kreuzfahrt durch die nächtliche Ägäis das Erlebnis.

Die Schiffe, die zwischen den Inseln verkehrten und vergnügungssüchtige Touristen an Bord hatten, waren beleuchtet. Oft hingen bunte Lichterketten vom Heck bis zum Bug, und sie bewegten sich wie Wellen, wenn der Wind einmal gegen sie fuhr.

Ich atmete tief durch. Die Luft schmeckte würzig. Kostos hatte seine Hände auf die alte Brüstung gelegt. »Man sollte eine Nacht wie diese genießen«, sagte er.

»Das meine ich auch.«

»James Benson hat hier auch gestanden.« Der Grieche sprach ein gutes Englisch, fast ohne Akzent.

»Und was tat er?«

»Er schaute nur. Er wollte sehen, wie sich das Meer bewegt. Er war an allem interessiert.«

»Ja, das sagte er mir.«

»Wie geht es ihm denn jetzt?« Kostos hatte leiser gesprochen. Ich glaubte auch, ein Lauern im Klang seiner Stimme gehört zu haben und war mit der Antwort sehr vorsichtig.

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Als wir uns zum letzten Mal sprachen, fühlte er sich nicht wohl. Aus diesem Grunde wollte er sich zurückziehen. Er sprach vom Schottischen Hochland.«

»Ja, die Gegend hat er wohl geliebt.«

»Das ist möglich.«

»Sagte er sonst noch etwas?«

»Nein, nichts.«

Kostos lächelte. Ich erkannte es daran, dass sich sein Bartgestrüpp, bewegte. »Das ist allerdings ungewöhnlich, weil er gekommen war, um etwas Bestimmtes zu sehen.«

Ich schaute auf seinen Ring, denn die Hände lagen noch immer auf dem Gestein. »Meinen Sie Pegasus?«

»Ja, das geflügelte Pferd.«

»Glaubte er daran?«

»Sicher. Er wollte es finden. Er war Autor, Schriftsteller. Und er ging davon aus, dass es existieren muss.«

»Was haben Sie ihm geraten?«

»Ich widersprach ihm nicht.« Nach dieser Antwort blieb es zunächst still zwischen uns. Auch ich enthielt mich eines Kommentars.

Wenn Kostos jedoch so etwas sagte, musste er einen Grund haben, und ich ging davon aus, dass Pegasus auch für ihn kein Neuland war.

»Eine Legende, mehr nicht…«

»Wissen Sie das genau, Mr. Sinclair?« Wind fuhr über die Mauerkrone und bewegte die Kutte meines Gesprächspartners. »Wissen Sie das wirklich so genau?«

»Man sagt es.«

»Ja, man sagt viel.«

Ich kam mittlerweile zu der Überzeugung, dass wir um das Problem herumredeten und packte es von der anderen Seite her an.

»Soviel ich weiß, ist Pegasus eine mythische Figur. Das geflügelte Pferd entstand aus einer Verbindung zwischen Poseidon und Medusa, die zu der Zeit noch ein junges Mädchen gewesen sein soll. Aus dieser Verbindung ging das Wunderpferd hervor. So jedenfalls habe ich es gelernt.«

»Da hat man Ihnen auch nichts Falsches berichtet. Poseidon hatte zahlreiche Kinder, und er hat das weiße Pferd Pegasus stets als einen seiner Lieblingssöhne bezeichnet. Es repräsentiert die menschliche Phantasie und Kreativität. Die Flüge des Menschen in unbekannte Weiten. Das ist wunderbar.« Die Stimme meines Nebenmannes hatte einen schwärmerischen Klang angenommen!

»Und wo wird es herkommen?« fragte ich.

»Aus dem Meer«, erwiderte er. »Das Pferd steigt aus den Wellen, denn wer es durch die Lüfte fliegen sieht, hat das Gefühl, als würde es dabei von Wellen getragen. In ihm sind das Wasser und die Luft eine Verbindung eingegangen. Das Horn auf seiner Stirn dokumentiert die Macht, die Kraft und die Stärke.«

Kostos hatte sich in Begeisterung geredet. Sogar seine Augen blitzten dabei. Mir kam es vor, als wäre Pegasus für ihn das Allergrößte auf der Welt.

»Sie sprechen so, als hätten Sie es schon einmal gesehen«, sprach ich ihn an.

Er schaute schräg nach unten, wo weiße Wellenstreifen die Linie des Ufers nachzeichneten. »Vielleicht habe ich es schon einmal gesehen. Vielleicht stehen ich und meine Freunde mit ihm in Kontakt. Vielleicht verschafft uns der Anblick des Pferdes weitere Informationen. Vielleicht lassen wir uns auf den Flügeln der Phantasie weitertragen, hinein in ferne Reiche und Länder.«

Ich schwieg und ließ mir die Worte durch den Kopf gehen. Dabei dachte ich auch über Kostos nach.

War er tatsächlich ein Mörder? Hatten er und seine Mitbrüder James

Benson das Gift verabreicht, das ihn schließlich umbrachte? Ich konnte es nicht so recht glauben, weil mir dieser Mensch eher einen philosophischen Eindruck machte. Er war ein Vertreter des Geistes, vielleicht ein Mystiker, der durch Nachdenken und Forschen Dingen auf die Spur gekommen war, die im Dunkel der Zeiten begraben lagen.

Ich kannte die griechische Inselwelt ein wenig. Denn so manches Mal hatte ich nach Atlantis geforscht und hier eine Spur aufnehmen können.

Das sah jetzt nicht so aus. Pegasus und Atlantis waren zwei verschiedene Paar Schuhe.

Oder nicht? Möglicherweise wusste auch Kostos über den verschwundenen Kontinent Bescheid, und ich sprach ihn darauf an.

Er nickte und sagte: »Du weißt davon?«

»Ich hörte es.«

»Ja, auch Benson war überzeugt, dass es Atlantis gegeben hat. Die Götter haben es ebenfalls gewusst. Und die Götter teilen sich uns mit. Durch ihre Söhne, durch ihre Töchter, Nachkommen und Enkel. Ob diese nun Pegasus heißen oder Perseus. Alles ist in einem gewaltigen Weltkreislauf eingefangen. Du verstehst?«

»Ein wenig!«

»Und das ist schon zuviel.« Er hatte leise gesprochen und war dabei einen Schritt zurückgetreten.

»Wieso?« fragte ich.

»Ja, es ist zuviel. Fremde dürfen davon nichts erfahren und nichts wissen. Du bist ein Fremder.«

»Aber ihr habt mich empfangen.«

Sein Nicken wirkte ernst. »Das gebietet die Gastfreundschaft. Wir halten uns daran.«

»Dafür möchte ich mich auch bedanken. Aber wie geht es weiter?«

»Sieh aufs Meer. Wenn du genau schaust, kannst du die besondere Form der Wellen erkennen.«

»Wie das?«

Er lächelte knapp, vielleicht auch verschlagen. So genau war das nicht festzustellen. Hinter uns lag noch der dunkle Schatten eines aufragenden Klosterturms.

Mit der ringlosen linken Hand holte er aus und deutete über den Mauerrand hinweg. »Das Meer ist tief, das Meer ist geheimnisvoll. Der Gott des Wassers, der Wellen und des Meeres herrscht dort mit gütiger Strenge. Er gebietet über die Dinge, die wir ablehnen. Er ist der Herr der Stürme, er ist der Meister, denn er bestimmt, wann Schiffe versinken oder weiterfahren können.«

»Na und?«

»Nur er kann dafür sorgen, dass diejenigen, die es sehen wollen, es

auch zu sehen bekommen.«

»Pegasus?« fragte ich.

»So ist es.«

Ich schaute ihn scharf an. »Das hast du mir doch nicht ohne Grund erzählt?«

»Nein.«

»Dann sag ihn bitte.« Ich blieb auch weiterhin freundlich, obwohl es mir inzwischen schwer fiel.

Er hob seine beiden Arme wie ein Zauberer oder Illusionist kurz vor dem Auftritt. »Diese Nacht ist wie geschaffen für eine große Wieder- oder Rückkehr. Wessen Herz sich öffnet, wer an die Dinge glaubt, der wird ihn auch sehen können. Das Meer sieht leer aus, aber es ist nicht leer. Schau dir den Verlauf der Wellen an. Springen sie nicht? Versucht nicht die eine die andere einzuholen, so dass es aussieht, als wären Pferde unterwegs?«

»Ich kann nichts sehen.« Dabei hütete ich mich, den Körper weit über die Steinbrüstung zu beugen, denn ich wollte dem anderen nicht meine deckungslose Flanke darbieten.

Das Kloster stand nicht direkt am Meer. Es lag vielleicht 700 Meter vom Strand entfernt. Den Platz dazwischen füllte ein mit Pinien bewachsener Hang aus. Die hohen, schlanken Bäume waren einzeln nicht genau zu erkennen. Sie wirkten wie eine schwarze Fläche, durch die nichts dringen konnte.

»Du musst genauer schauen!« hörte ich ihn flüstern. »Achte auf die Wellen mit den hellen Kämmen! Dort ist das Wasser aufgewühlt, obwohl der Wind nicht sehr stark weht. Es ist die Kraft aus der Tiefe, die dafür sorgt. Poseidons Macht, John Sinclair. Hörst du? Allein die Macht des Gottes Poseidon sorgt dafür.«

Wollte er mich leimen? Um das herauszufinden, musste ich mich tatsächlich weiter vorbeugen, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen. Kostos hatte nicht gelogen. An einigen Stellen war das Meer tatsächlich aufgewühlt. Ich sah die schaumigen Wellenkämme, und sie liefen auch schneller als die übrige Dünung. Der Mönch hatte den Vergleich mit springenden Pferden herbeigezogen. Man brauchte zwar einiges an Phantasie, dann aber konnte man erkennen, dass die schnell laufenden Wellen tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit den Pferden besaßen..

»Und dort, wo sie am wildesten sind, wird er aus dem Wasser steigen. Es ist die Nacht des Pegasus. Die Nacht, auf die viele warten, um seine Botschaft zu empfangen!« Ich drehte mich um.

Tief unter mir, wo das Meer wogte, sah ich auf der Oberfläche für einen Moment einen helleren Abdruck, aber ich hörte auch das leise Knacken dicht in meiner Nähe und wunderte mich für einen Moment über die ungewöhnliche Haltung des Mönchs, der vor mir stand, den

Arm angehoben hatte und mich aus hasserfüllten Augen anstarrte.

Das hätte ich alles noch hingenommen. Viel gefährlicher war sein Ring.

Das leise Knacken hatte ihn verraten, denn mit diesem Geräusch war das Horn des Pegasus nach vorn gesprungen, so dass es eine gefährliche Spitze bildete, die wie ein Dolch wirkte.

»Auch du wirst sterben!« Noch während Kostos die Worte sprach, rammte er den rechten Arm nach vorn, um mir die Spitze genau zwischen die Augen in die Stirn zu stoßen…

***

James Benson war ein Schriftsteller gewesen, kein ausgebildeter Polizist wie ich, der oft genug in Bruchteilen von Sekunden eine Entscheidung treffen und reagieren musste.

Ich handelte.

Die Hand befand sich noch auf dem Weg, als ich bereits zur Seite wegtauchte und mit der linken Schulter gegen das Mauerwerk an der Seite stieß. Viel Platz war nicht. Wenn es hier zu einem Kampf kam, musste ich höllisch Acht geben.

Die Hand wischte vorbei. Aber ich spürte die kurze Berührung an meiner Schulter. Dort war die Nadel durch den Stoff der Jacke geritzt, hatte mein Fleisch aber nicht berührt.

Kostos fluchte, als er sich drehte und den ersten Treffer kassierte.

Meine Faust traf die Mitte des Umhangs, der sofort Wellen bekam.

Dahinter war etwas Weiches zu spüren. Ich hörte Kostos ächzen, und er ging auch zurück.

Sofort setzte ich nach.

Der Handkantenschlag traf ihn nicht einmal mit halber Kraft, weil er den Kopf zur Seite nehmen konnte, aber mit seiner Rechten kam er wieder durch.

Wäre ich nicht getaucht, hätte mir die Nadel noch das Fleisch an der Wange durchstoßen, so konnte ich sein Handgelenk packen und es herumdrehen. Die Hebelwirkung war enorm, meine Kraft ebenfalls sehr groß, der Mönch konnte sich nicht wehren. Sein Rücken wurde steif, als er sich auf die Hacken stellte und den stechenden Schmerz im Arm spüren musste, der bis zur Schulter vordrang.

»Rühr dich nicht!« flüsterte ich. »Sonst breche ich dir den Arm!«

»Schon gut!«

Der Griff war so gut angesetzt, dass ich meinen Gegner auch mit einer Hand halten konnte. Die andere brauchte ich auch, weil ich ihm den Ring vom Finger ziehen wollte.

Beim ersten Versuch rutschte ich ab, weil das Ding verdammt festsaß.

Ich zog daran mit aller Kraft, aber es brachte nichts.

»Nein!« keuchte der Mönch. »So schafft man es nicht. Du bekommst den Ring nicht vom Finger. Er gehört zu uns. Du musst den Finger schon abhacken. Willst du das?«

»Wenn es sein muss!«

Er lachte wild und böse in die Nacht hinein. »Dann tu es doch, wenn du Mut hast. Los, nimm ein Messer oder ein Beil und hacke mir den Finger ab. Mich kümmerte es nicht. Mir ist es egal. Was bedeutet ein Finger gegen die Erleuchtung!«

Aus seiner Sicht hatte er recht. Ich aber hätte so etwas nicht fertiggebracht.

Deshalb ließ ich ihn los und schleuderte ihn wuchtig gegen die Brüstung.

Er starrte mir wild entgegen, sein Gesicht war verzerrt, die Augen leuchteten in einem ungewöhnlichen, matten Glanz.

Den rechten Arm hatte er leicht vorgeschoben. Aus dem Ring schaute der Dorn hervor. Er zitterte ebenso wie die Hand.

»Was willst du jetzt machen?« fragte er flüsternd. »Traust du dich nicht, mir den Finger abzuhacken?«

Eine gute Frage, auf die ich keine Antwort geben konnte, weil sie schon ein anderer gab.

Kostos sah ihn nicht, aber ich konnte ihn erkennen, als er sich an der Außenmauer des Klosters hervorschob, erst nur ein großer Schatten, der durch seine Bewegungen Wind mitbrachte, aber es war der Wind, der von sich bewegenden Flügeln produziert wurde.

Eine Legende wurde wahr.

Pegasus kam!

Und ich, John Sinclair, sah das geflügelte Pferd, das den Wellen entstiegen war, durch die Lüfte schwebte und sich der Brüstung des Klosters genähert hatte.

Ein prächtiger, herrlicher Schimmel mit ebenfalls weißen Flügeln, die aus seinen Flanken wuchsen. Eine schlanke Gestalt, mit einem ebenfalls schlanken Pferdekopf, in dem goldene Augen schimmerten und aus dessen Stirn ein langes, silberfarbenes Horn wuchs, das vorn so spitz zulief wie eine Lanze.

So hatten die Dichter und Erzähler das fliegende Pferd Pegasus immer beschrieben, und sie hatten nicht gelogen. Es war in seiner Schönheit einmalig zu nennen, fast unbeschreiblich.

Auch ich war in seinen Bann geraten, denn es kam mir größer vor, als ein normales Pferd.

Es bewegte seine Flügel nur mehr langsam, weil es nicht mehr höher zu steigen brauchte, aber es war nicht allein erschienen, denn auf seinem Rücken saß ein Mann.

Ein Mann? Nein, das war schon mehr ein Krieger. Auf seinem Kopf trug er einen Eisenhelm, die Schultern waren ebenfalls durch

Eisenklappen geschützt, während der übrige muskulöse Oberkörper nackt war.

Seine Beinkleidung konnte ich nicht erkennen, aber ich sah den Griff des Schwertes, der an seiner linken Seite aus einer Scheide ragte. Leider lag das Gesicht im Schatten des Helms, so konnte ich die einzelnen Züge nicht erkennen. Er ritt auf keinem Sattel, aber das fliegende Pferd trug ein golden schimmerndes und kostbar anmutendes Geschirr, zu dem auch die Leine gehörte, die der Reiter mit beiden Händen festhielt.

Auch Kostos hatte mein Erstaunen bemerkt. Und er wusste, wer hinter ihm hochgestiegen war, aber er wollte es jetzt genauer sehen, drehte sich, noch immer schwerfällig und von meinen Treffern mitgenommen, um, sah das Pferd aus der unmittelbaren Nähe, riss seinen Mund auf und brüllte laut den Namen.

»Pegasus!«

Er hallte an dem Wundertier vorbei und hinaus in die Dunkelheit über dem Wasser, wo er verklang.

Der Ruf war ein Schrei, eine Bitte und ein Willkommensgruß zur gleichen Zeit.

Doch Pegasus reagierte anders, als es sich der Mönch wohl vorgestellt hatte.

Und er überraschte auch mich damit.

Mit einer wilden Bewegung drehte das Pferd seinen Kopf, so dass sein Horn genau auf den Rücken des Mönchs wies, der über die Brüstung hinwegreichte.

Ich sah das Unheil kommen.

Für eine Warnung aber war es zu spät! Das Pferd rammte seinen Schädel vor. Und plötzlich wurde das Horn zu einer tödlichen Waffe. Wie ein gefährlicher Speer drang es in den Rücken des Mannes.

Von der Wucht getrieben, durchfuhr es den Oberkörper und drang mit der silbernen Spitze wieder hervor. Gleichzeitig strömte ein Schwall Blut aus der Wunde, versickerte im Kuttenstoff, und im nächsten Augenblick bewegte das Pferd so wild seine Flügel, dass ich vom Wind erwischt wurde und unwillkürlich zur Seite ging.

Pegasus aber startete.

Steil stieg es dem dunklen Himmel entgegen, hatte seinen Kopf erhoben, so dass der auf dem Horn steckende Mönch nicht herunterrutschen konnte. Die Flügelschläge vernahm ich wie das Brausen eines in der Nähe vorbeifliegenden Segelflugzeugs, dann, als ich das Pferd nicht mehr sah, verstummten auch diese Geräusche.

Mir zitterten die Knie. Ich lehnte an dem Gemäuer, das die Hitze des Tages gespeichert hatte, und schüttelte den Kopf. Hatte ich einen Traum erlebt, oder war diese letzte Szene tatsächlich Wirklichkeit gewesen? Ich schaute vor mir auf den Boden.

Dort lagen die dunklen Spritzer und Flecke verteilt. Das Blut eines Menschen…

Also war es kein Traum…

Die Gänsehaut rann mir den Rücken hinab. Ich musste mich einfach ausruhen und mit mir ins reine kommen. James Benson hatte bei seinen letzten Worten nicht gelogen. Es gab dieses Pferd also. Nicht umsonst hatte er den Namen Pegasus erwähnt. Aus dem Meer war es gestiegen wie ein Bild aus der griechischen Sage, und Kostos, der Mönch, hatte mich töten wollen, weil kein Fremder etwas über dieses Geheimnis in Erfahrung bringen sollte.

Ich hatte es getan, und ich fragte mich auch weiter, wer der Mann gewesen war, der auf dem Rücken des Tieres gesessen hatte? Wer konnte ein solches Pferd reiten? Das musste ein besonderer Mensch sein. Soviel ich wusste, war in der Überlieferung dieser Sage nichts von einem Reiter erwähnt worden. Man schrieb oder sprach nur über Pegasus.

Ich schüttelte den Kopf, trat an die Brüstung und schaute über das Meer und auch in den Himmel.

Beides war dunkel. Der Himmel ein wenig stärker als das Wasser, wo noch immer die fernen Lichter der Schiffe blinkten. Ich dachte an Godfrey Shulz. Ob er ebenfalls das Aufsteigen des Pegasus aus den Wellen mitbekommen hatte? Hoffentlich kam ich noch dazu, ihm diese Frage zu stellen, denn zunächst musste ich das Kloster verlassen. Mir war nicht bekannt, wie viele Mönche sich hinter diesen dicken Mauern aufhielten. Dass ich sie nicht gerade zu meinen Freunden zählen konnte, stand fest.

Leider führte die Außentreppe nicht bis direkt in den Innenhof, der ebenfalls von hohen Steinmauern umgeben war. Ich musste noch durch einen Saal, der als Bibliothek diente, und dort hielten sich auch während der Nachtstunden die Mönche auf. Soviel ich erfahren hatte, bewachten sie ihre Burg.

Es würde schwierig werden.

Zum anderen dachte ich darüber nach, ob sie bereits informiert waren, dass Pegasus einen der ihren ermordet hatte? Möglicherweise hatten sie in ihren Zellen gehockt, aus den kleinen lukenartigen Fenstern geschaut und alles gesehen? Noch stand ich im Dunkeln, auch über dem Kloster breitete sich die Finsternis der warmen Augustnacht aus, aber sie wurde sehr bald durch ein tanzendes Licht erhellt. Fackelschein geisterte aus der Tiefe her über die Stufen der Außentreppe. Ich lief bis zum Absatz und schaute hinunter. Die Träger der Fackeln sah ich noch nicht, hörte jedoch ihre Stimmen, die sich zu einem dumpf klingenden Gesang vereint hatten.

Der Weg war versperrt.

Einen anderen gab es nicht hierher. Blieb noch eine Chance. Ich

musste über die Brüstung klettern und mich außen an der Mauer entlang tasten, um den Hang zu erreichen, der zum Strand führte.

Zwischen den schlanken Stämmen der Pinien konnte ich mich hervorragend verbergen.

Die größte Schwierigkeit war, bis dorthin zu gelangen.

Glück, Können und Gewandtheit brauchte ich. Die Brüstung hatte ich schnell überklettert, suchte nach einem Halt und fand ihn auf einer hervorspringenden Steinkante.

Die Zeit, in die Tiefe zu blicken, nahm ich mir. Leider war es deprimierend, denn ich konnte so gut wie nichts sehen. Die Bäume waren nur mehr zu ahnen.

Wenn das mal gut ging…

Und der Gesang war lauter geworden. Ein Beweis, dass sich die Fackelträger immer mehr dem Wehrgang näherten.

Ich rutschte weiter. Jetzt hätte ich Saugnäpfe gebrauchen können.

Da diese nicht vorhanden waren, versuchte ich es mit den Händen.

Das Glück stand mir zur Seite. Immer wieder fand ich schmale Kanten und Vorsprünge, die mir den nötigen Halt gaben. Von dort aus kletterte ich dann weiter, nach dem nächsten Stein tastend, der mir Halt gab.

Gern hätte ich mich mit den Händen festgehalten. Leider waren es nur die Fingerspitzen, an denen mein Gewicht hing. Das raue Gestein schabte über die Haut. Erste Wunden entstanden, aus denen warme Blutstropfen rannen.

Daran dachte ich nicht weiter und kletterte auf direktem Weg in die Tiefe.

Rückten die Bäume näher? Ich konnte noch nichts erkennen, aber ich sah über mir einen rötlichgelben, sich bewegenden und flackernden Feuersaum, der einen Teil der Brüstung markierte.

Die Mönche standen jetzt dort, wo ich mit einem der ihren gekämpft hatte.

Ich kletterte in den folgenden Sekunden nicht mehr weiter. Bei meinen Aktionen hatten sich des öfteren kleine Steine gelöst und waren in die Tiefe gepoltert.

Zwar nicht mit sehr lauten Geräuschen, aber in der Stille waren sie doch zu hören gewesen.

Wie würden sich die Mönche verhalten? Ihr Gesang war verstummt. Ich vernahm schabende Tritte, als sie sich bewegten. Sie sprachen auch miteinander. Nur flüsternd, zudem in ihrer Heimatsprache.

Schließlich hatten sie sich zu einer Aktion entschieden. Erst nur an einer Stelle, später an mehreren sah ich die helleren Inseln, die entstanden, als sich die Mönche über die Brüstung beugten und mit ihren Fackeln an der Außenwand in die Tiefe leuchteten. Mein Herzschlag beschleunigte sich. Es kam jetzt darauf an, ob ich es

geschafft hatte, weit genug zu klettern.

Wenn sie mich sahen, konnten sie mich von der Mauer pflücken wie reifes Obst. Gefährlich nahe schwebte der Schein über meinem Kopf hinweg, als die Fackeln geschwenkt wurden. Die kalte Haut auf meinem Rücken wollte einfach nicht weichen. Ich spürte den Druck im Magen, wagte kaum zu atmen und verfolgte den Weg des Fackellichts.

Sie leuchteten die Mauer in der gesamten Breite der Brüstung ab, ohne mich allerdings erwischen zu können. Es wurde auch Zeit, dass ich weiter kletterte, denn meine Finger- und Fußspitzen konnten das Körpergewicht kaum noch halten.

In meinen Gliedern begann schon das Zittern, das einen ersten Krampf ankündigte.

Die Stimmen über mir hörten sich jetzt erregter an. Wahrscheinlich diskutierten sie jetzt darüber, wo ich mich hatte verbergen können. Sie waren zu keinem Ergebnis gekommen.

Ich musste weiter.

Das sich Lösen von dieser Stelle glich einer Horror-Tour. Dass mein zitternder rechter Fuß noch eine Kante fand, war reines Glück oder auch Zufall.

Irgendwann erwischt es jeden. Auch ich machte da keine Ausnahme.

Plötzlich rutschte ich ab.

Zugleich verlor ich an den Händen und den Füßen den Halt, so dass ich fiel, Fast hätte ich noch geschrieen, statt dessen prallte ich schon nach kurzer Zeit auf den schrägen Boden, kippte weg, überschlug mich, deckte meinen Kopf mit den Händen ab, bekam irgendwelche Schläge mit und wurde schließlich von einem harten Hindernis aufgehalten.

Es war der Stamm einer Pinie.

Das aber erkannte ich erst, als ich mich direkt in seiner Nähe aufrichtete und tief durchatmete.

Überstanden! Geschafft und ohne Knochenbruch, was schließlich am meisten zählte.

Zwar taten mir einige Stellen am Körper weh, auch blaue Flecken würden zurückbleiben, das aber konnte ich leicht verkraften.

Wichtig war, dass mich keine Verletzung behinderte.

Aufatmend setzte ich mich auf den weichen Boden. Über mein Gesicht lief der Schweiß, noch immer zitterten meine Glieder. In den Schultern und Schenkeln war es besonders stark, und als ich aufstand, hatte ich Mühe, das Gleichgewicht zu halten.

Dies lag unter anderem auch am schrägen Hangboden, auf dem der Wald wuchs.

Ich schaute zurück.

Die Klostermauer ragte als düsterer Schatten vor mir hoch. An einem

Ende wirkte der Lichtstreifen wie ein blasses, sich bewegendes Band, das sehr bald wieder verschwand, als sich die Mönche zurückzogen, weil sie die Suche aufgegeben hatten.

Diesmal hatte ich den ersten Sieg davongetragen. Aber noch längst nicht die Schlacht gewonnen.

Bei Tageslicht war es nicht schwer, die Stelle zu finden, wo mich Godfrey Shulz abgesetzt hatte. In der Dunkelheit würde ich große Mühe haben. Zum Glück war die Küste an dieser Stelle nicht so felsig. Ein Boot konnte durchaus auf dem schmalen Sandstreifen anlegen.

Sehr weit war es nicht bis zu meinem Ziel. Ich hastete durch den Wald, das Zittern in den Beinen wollte einfach nicht weichen. Manchmal kam es mir vor, als wäre jemand da, der mir die Beine unter dem Körper wegreißen wollte, so dass ich mich an den Stämmen der Pinien festhalten und ausruhen musste.

Zum Meer hin standen die Bäume nicht mehr so dicht zusammen.

Immer häufiger fiel mein Blick auf die dunkle Wasserfläche mit den hellen Kränzen, und schließlich stand ich am Ufer, wobei meine Schuhe fast im weichen, herrlichen hellen Sand versanken.

Wo befand sich das Boot! Vielleicht war Shulz so schlau und suchte mit seinem Nachtglas auch das Ufer ab. Da musste er mich unter Umständen sehen können. Ich wollte ihm einige Minuten geben.

Wenn dann nichts geschah, würde ich meine Lampe anzünden und signalisieren.

Ich lief einige Schritte nach rechts. Plötzlich hörte ich das helle Lachen einer Frau. Der Wind trug das Geräusch an meine Ohren. Danach folgte ein tiefes Seufzen, das in ein lustvolles Stöhnen überging, und was dann kam, war seit Adam und Eva das Menschlichste aller Dinge.

Ich wünschte dem innerlich Glück, ging auch nicht mehr am Strand entlang, dafür noch weiter zum Wasser, das dunkel und erst in Nähe des Strandes hell auf dem ebenfalls weißen Sand ausrollte.

Eine wunderschöne romantische Stelle.

Einmal war mir Pegasus mit seinem Reiter begegnet. Ein zweites Mal suchte ich das Tier vergebens. Das Meer rauschte heran und schwieg ansonsten.

Dann sah ich das Blinken. Zweimal kurz, einmal lang.

Unser Zeichen! Ein Grinsen glitt über meine Lippen. Godfrey Shulz hatte also geschaltet.

Wer sagte es denn! Es dauerte nicht lange, da vernahm ich ein tuckerndes Geräusch und sah auch den dunklen Bootsschatten. Ich lief ihm ein Stück entgegen, bis das Ägäis-Wasser meine Oberschenkel erreichte.

Shulz kniete in seinem Boot und streckte mir seine rechte Hand entgegen. Ich nahm sie und ließ mir hoch helfen.

»Weg«, sagte ich nur.

Shulz verstand, ging ans Ruder und wendete, während ich mich am Heck aufhielt, zurückschaute und oberhalb an der Klostermauer noch immer einen blassen Schein sah.

»Keine Sorge«, versprach ich. »Es war nicht mein letzter Besuch bei euch. Ich komme wieder, das steht fest!«

Dann ließ ich mich auf der Heckbank nieder und wrang die Beine meiner Hose aus.

Shulz kam mit Kaffee. Er hatte die großen Becher nur zur Hälfte gefüllt, damit das Zeug beim Gehen nicht überschwappte.

»Den können Sie bestimmt vertragen, John.«

»Und wie.«

Das Blech war warm geworden. Ich umfasste die Tasse trotzdem mit beiden Händen und führte sie vorsichtig zum Mund. Ebenso vorsichtig trank ich, weil ich mir nicht die Lippen verbrennen wollte.

Shulz schaute mir zu, Bestimmt wartete er auf eine Erklärung, mit der ich mich allerdings zurückhielt. Mein Begleiter – obwohl Engländer wie ich – sah fast aus wie ein Grieche. Auf der Oberlippe wuchs ein gewaltiger schwarzer Schnauzer, sein Haar war nur mehr zur Hälfte vorhanden, dafür fiel es ebenfalls schwarz und lang bis in den Nacken. Er arbeitete offiziell als Export-Kaufmann im Hafen, hielt aber ansonsten für sein Heimatland die Augen offen, was an der Nahtstelle zwischen der Türkei und Griechenland auch wichtig war.

Als die Blechtasse leer war, stellte ich sie zwischen meine Füße.

»Jetzt geht es mir besser.«

Shulz lachte und hielt mir ein Päckchen mit Zigaretten entgegen.

»Rauchen Sie griechische?«

»Ich kann mal eine probieren.«

»Vorsicht, die sind stark.«

Das waren sie in der Tat. »Das war knapp gewesen.«

»Hatte man Sie erwischt?«

»Und wie!«

»Dann scheinen die Mönche doch nicht so harmlos zu sein«, meinte Shulz.

»Davon kann wirklich keine Rede sein.«

»Mich wundert es«, meinte mein Landsmann. »Das ist ein Kloster, das man besichtigen kann. Wenn sie etwas zu verbergen haben, hätte ich keinen Fremden zwischen meine Mauern gelassen.«

»Vielleicht ist das gerade ihr Trick.«

»Ja, so kann man es auch sehen.«

»Das will ich sogar so sehen.« Ich schaute wieder über das dunkle Wasser. »Ihnen ist nichts aufgefallen, Godfrey?«

»Eigentlich nicht.«

Ich schaute ihn an. »Was heißt eigentlich?«

»Bis auf den regen, nächtlichen Schiffsverkehr, den wir hier im Sommer immer erleben. Ansonsten muss ich passen.« Er schnippte den Glutstummel über Bord. »Was sollte mir denn auffallen? Oder hätte mir etwas auffallen können?«

Ein fliegendes Pferd, hatte ich sagen wollen, verschluckte die Antwort jedoch und winkte ab. »Nein, kaum. Ich dachte da an Leute, die den Küstenstreifen unter Kontrolle halten.«

»Sorry, ich habe nichts gesehen.«

Mein Nicken fiel nachdenklich aus. »Da muss ich noch mal hin«, sagte ich leise.

»Meinen Sie denn, man lässt Sie rein?«

»Man wird mich nicht sehen.«

»Heimlich also?«

»Ja!«

»Das wird nicht einfach sein. Die Mönche bewachen ihre Klöster sehr gut. Und ich weiß nicht, ob es irgendwelche Geheimgänge gibt, die vom Ufer aus oder unter der Erde her in den Bau führen. Die Einheimischen hier haben sowieso vor dem Kloster eine gewisse Scheu.«

»Weshalb?«

»Keine Ahnung. Vielleicht sind Ihnen auch die frommen Mönche suspekt. Wer kennt sich schon bei den Leuten aus?«

»Aber von einer Loge der Mystiker haben Sie noch nichts gehört, wie ich annehme?«

»Könnte es jemand geben, der darüber Bescheid weiß?«

Shulz wiegte den Kopf und schaute meiner. Zigarettenkippe nach, die ebenfalls im Meer landete. »Ich Weiß es nicht. Loge der Mystiker hört sich nach einem Geheimbund an. So etwas ist immer gefährlich, wenn Sie verstehen. Die meisten Menschen wollen damit nichts zu tun haben. Auf den griechischen Inseln tummeln sich zwar unzählige Touristen. Sie haben auch das Bild und das Leben der Bewohner verändern können, aber die Leute sind trotzdem abergläubisch geblieben. Wenn Sie ihnen mit so etwas ankommen, zucken sie zurück.«

»Kann ich mir denken. Aber es gäbe eine Chance?«

»Ja«, er nickte, »aber das dauert. Da brauche ich verdammt viel Zeit und auch Geld. Ich muss mir ihr Vertrauen erst erkaufen.«

»Die Sache mit dem Geld könnten wir zwar regeln, aber Zeit habe ich keine. Es ist bereits ein Mord passiert.«

»Wie?«

»Einer der Mönche starb.«

»Durch Sie, John?«

Ich winkte ab. »Nicht durch mich. Jemand hat ihn vor meinen Augen aufgespießt. Wenn ich Ihnen das genauer erzählen würde, Sie würden

mir kein Wort glauben.«

»Kann sein.«

»Deshalb lasse ich es lieber. Es ist besser, wenn Sie nichts wissen, Godfrey.«

Plötzlich schnellte Shulz von seiner Bank hoch. Er drehte sich und schaute dabei in den nachtdunklen Himmel. »Hören Sie das Rauschen nicht?« fragte er.

Ich konzentrierte mich und vernahm es auch. Schon einmal hatte ich es kennen gelernt, da war Pegasus erschienen, und hier war es nicht anders. Aus dem Dunkel stürzte etwas schräg auf uns zu. Zuerst ein Schatten, der immer heller wurde und sich zu einem Pferd hervorkristallisierte, dessen tödliches Horn genau auf das Boot gerichtet war, als wollte es den Kahn durchbohren.

»In Deckung!« schrie ich Shulz zu und lag bereits flach, wobei ich mich noch überrollte und dicht an der Reling zu liegen kam.

Einen Moment später hörte ich das gewaltige Krachen und vernahm Godfreys Schrei!

***

»Gabriela, hörst du mich?«

Die Stimme kam aus dem Dunkel der Nische. Sie hörte sich an wie das geheimnisvolle Flüstern des Windes, der eine Botschaft aus der fernen Welt brachte.

Die junge Griechin blieb stehen. Furcht hatte sie nicht. Man kannte sie hier im Ort, denn sie arbeitete als Serviererin in einer Taverne oberhalb des Hafens, wo eine Terrasse noch zusätzlich auf das Felsplateau gebaut worden war und man draußen sitzen konnte.

Der Betrieb flaute erst spät in der Nacht ab, oder wie heute, erst in der ersten Morgenstunde.

Den Weg zu ihrer Wohnung ging Gabriela stets zu Fuß. Passiert war ihr noch nie etwas. Es gab keine Wegelagerer, die ihr auflauerten, und wenn jemand was von ihr wollte, der konnte, immer zu ihr kommen.

Sehr schmal war die Gasse. Zudem stieg sie bergan. Stufen waren hin und wieder in den Fels geschlagen worden, so dass derjenige, der die Gasse durchschritt, besser vorankommen konnte.

An einer Krümmung hatte sie die Stimme vernommen, aber sie traute sich nicht, den Kopf zu drehen und in die Nische hineinzuschauen. Stur blickte sie nach vorn und fragte: »Was willst du von mir?«

»Gehst du nach Hause?«

»Ja.«

»Gut, ich werde dort sein und mit dir reden. Man wird mich nicht sehen, wenn ich dein Zimmer betrete, aber ich bin da. Geh jetzt weiter, Gabriela, und schau dich nicht um.«

Sie nickte heftig; hob die dunkle selbstgehäkelte Stola enger um ihre

Schultern und lief weiter. Diesmal schneller als zuvor. Ihre Schritte waren auf dem Kopfsteinpflaster deutlich zu hören.

In der Oberstadt, wie man den Ortsteil nannte, lebten die Einheimischen.

Hier verloschen zumeist schon bei Anbruch der Dunkelheit die Lichter.

Man war sparsamer als unten, wo die Hotels, Pensionen und Restaurants dicht nebeneinander lagen und sich Touristenströme durch enge Straßen wälzten, um etwas von der griechischen Insel-Romantik zu schnuppern.

Sie hatte nicht mehr weit zu laufen. Die Gasse endete vor einer Steinmauer. Auf ihr waren zahlreiche kleine Häuser errichtet worden. Ein Gitter grenzte den Mauerrand ab, damit niemand nach unten auf die Straße fallen konnte.

Die breite Steintreppe führte schon seit einer kleinen Ewigkeit zu den Galerie-Häusern hoch. Auf der Treppe lag der alte Mischa, ein russischer Emigrant, er schlief seinen Samos-Rausch aus. Das tat er jeden Tag im Sommer.

Mischa tanzte für die Touristen, und er bekam von ihnen Wein, Essen und Geld. Wichtig war für ihn der Samos. Er gab ihm, was er brauchte.

Gabriela stieg über den Schlafenden hinweg und nahm die letzten Stufen, wo sie sich nach links wandte. Ein wenig komisch war ihr schon zumute. Sie hatte die Stimme zwar gehört, wusste aber nicht, wer etwas von ihr wollte.

Ein Fremder bestimmt nicht, der kannte nicht ihren nächtlichen Heimweg, und einen Einheimischen hätte sie erkannt.

Ein wenig fröstelnd lief sie dicht am Gitter entlang. Der Blick über das Meer war von dieser Stelle aus herrlich. Auf der dunklen Fläche funkelten auch die Positionsleuchten der Schiffe.

Gabriela wohnte im zweitletzten Haus. Jeder Bau besaß nur zwei Zimmer. Bis vor drei Jahren hatte sie es noch mit ihrer Mutter geteilt, dann war die alte Dame verstorben.

Gabriela, inzwischen 22, hätte gerne geheiratet, doch der Richtige war ihr noch nicht über den Weg gelaufen.

So blieb sie allein, und wenn sie einmal frei hatte, brauchte sie keinen Begleiter, denn die Geheimnisse der Berge konnte sie auch allein erkunden. Dort, in der Einsamkeit, kam man den Grunddingen des Lebens am besten auf die Spur.

Trotz ihrer 22 Jahre war sie eine ungewöhnliche junge Frau. Sie dachte viel, und dieses Nachdenken hatte in ihrem gebräunten Gesicht Spuren hinterlassen. Es wirkte ernster als das ihrer Altersgenossinnen. Vielleicht trug auch der strenge Haarschnitt daran die Schuld, denn die dunkle Pracht war straff nach hinten gekämmt und endete am

Nacken in einem Pferdeschwanz.

Als sie den Schlüssel in das einfache Schloss schob, spürte sie schon Herzklopfen. Sie fand keinen äußerlichen Hinweis darauf, dass jemand die Wohnung betreten hatte, dennoch war sie davon überzeugt, dass man auf sie wartete.

Kaum hatte sie die Tür aufgestoßen, als sie wieder das Flüstern hörte.

»Kein Licht!«

Gabriela erschrak. Sie blieb auf der Schwelle stehen. Ihr Herz klopfte schneller.

»Komm jetzt vor.«

Das Mädchen ging die ersten Schritte. Sie schloss die Tür. Nur durch die beiden Fenster sickerte es blaugrau. Nicht weit entfernt stand der Tisch, dahinter das alte Sofa, daneben befand sich, eingebaut in eine Nische, die Tür zum zweiten Raum, der als Schlafzimmer und Bad diente.

In der Nische stand der Mann. Sie sah ihn sehr schwach und wurde erst richtig aufmerksam, als er winkte, »Gabriela, bitte…«

»Wer bist du?«

»Ein Freund…«

Sie lachte leise und unsicher. »Ich habe nicht viele Freunde. Und diejenigen, die ich besitze, die brauchen sich nicht zu verstecken. Verstehst du?«

»Ja, aber ich muss dir etwas sagen. Ich bin nicht nur Freund, auch Bote. Ich habe die Aufgabe, dir eine traurige Botschaft zu überbringen. Bitte, setz dich hin.«

Er hatte drängend gesprochen, und Gabriela hatte auch keine Angst mehr. Wenn der Mann etwas Schlimmes von ihr gewollt hätte, wäre sein Verhalten ein anderes gewesen.

Sie trat an das Sofa und ließ sich auf der rechten Seite nieder.

»Jetzt komm auch.«

Der Fremde löste sich aus der Nische, ging bis an die Rückseite und legte seine Hände auf die gebogene Lehne.

»Kostos ist tot!« sagte er nur.

Gabriela saß still, sehr still. Sie atmete nicht einmal und hockte da, als würde sie den Worten noch einmal nachlauschen.

»Sag es noch einmal!«

»Kostos ist tot!«

Da nickte sie. Ihr Kopf blieb aber vornübergebeugt, und plötzlich begann sie zu weinen. Es brach aus ihr hervor, denn sie trauerte um einen Freund und um den Geliebten. Sie und Kostos waren schon in den Kindertagen unzertrennlich gewesen, und Kostos hatte ihr später den Blick für gewisse Dinge geöffnet, die nur bestimmte Menschen sehen könnten! Sie hatten nicht zusammenbleiben können, denn Kostos war von seiner Idee besessen gewesen. So war er eingetreten in

die Loge der Mystiker, um im Kloster seinen Forschungen nachgehen zu können.

Der andere ließ sie weinen. Erst nach Minuten war sie soweit, um sich die Nase schnäuzen zu können. Gabriela rang nach Atem, sie suchte auch nach den passenden Augen und fragte mit leiser, erstickt klingender Stimme: »Wie starb er?«

»Man tötete ihn!«

Wieder versteifte sie. »Mord?«

»Ja. Es war ein Fremder. Er kam als Besucher. Wir wussten nicht, dass er ein Feind war, ein gefährlicher Spion, der unserer Sache nicht dienen wollte. Er lockte Kostos auf die Brüstung und brachte ihn dort bestialisch um. Wir haben alles versucht, aber wir konnten ihn nicht mehr fangen. Zunächst dachten wir, dass er abgestürzt wäre. Das stimmte nicht. Er entkam über die Außenmauer und durch den Wald.«

»Du kennst ihn?«

»Sicher. Sogar seinen Namen, mit dem er sich bei uns vorgestellt hat.«

»Sag ihn mir!« forderte Gabriela.

Der Mönch aus dem Kloster zögerte. »Und wenn du ihn weißt, was geschieht dann?«

Sie atmete tief durch. »Ich werde ihm einen Besuch abstatten. Noch in dieser Nacht.«

Sie sah nicht das Lächeln auf dem Gesicht des anderen. Das genau hatte er bei Gabriela erreichen wollen.

Er hielt sie hin. Das gehörte zu seinem taktischen Konzept. Sie sollte heiß auf den Namen werden und vor Zorn vergehen. Rache musste glühen. »Soll ich dir sagen, wie er ihn umgebracht hat?« Der Mönch ließ das Mädchen erst gar nicht zu einer Antwort kommen.

»Er zerschmetterte seine Brust. Er ließ deinem Kostos keine Chance. Er machte es gnadenlos und schleuderte ihn schon als Toten über die Mauer und in den Wald. So kann ich dir nicht einmal seine Leiche zeigen, damit du von ihm Abschied nehmen kannst.«

»Wer?« Sie sprach rau.

»Ein Engländer, meine Liebe. Blondhaarig, kein Tourist, glaube ich. Eher ein Killer. Ein Mensch ohne Grundsätze, ohne Moral. Du weißt, dass wir bleiben müssen, aber du, Gabriela, bist unser verlängerter Arm.«

»Den Namen will ich wissen!«

Der Mönch beugte sich vor. Er brachte seine Lippen dicht an Gabrielas linkes Ohr. »Sinclair!« flüsterte er so scharf, dass sie jeden einzelnen Buchstaben verstehen konnte. »John Sinclair, hast du gehört, Gabriela? John Sinclair.«

Das Mädchen nickte. »Ich habe alles verstanden, sehr genau, mein Freund, sehr genau!«

»Und du wirst ihn nie vergessen?«

»Nein!«

»Dann geh zu ihm und erledige das in unserem Sinne. Wenn es geschehen ist, kommst du zurück.«

»Aber nicht hierher!«

»Nein, du wirst uns Bericht erstatten. Komme ins Kloster, da werden wir dich empfangen.«

Gabriela erschrak zutiefst. »Darf ich dort hinein?«

»Wir erlauben es dir. Bei dir machen wir eine große Ausnahme. Du kannst zu uns.«

Sie atmete stöhnend ein. »Dann sagt mir nur noch, wie ich ihn finden kann und wo er wohnt.«

»Am Hafen, wo alle Fremden hausen. Bei Nicos.«

»Ich kenne ihn.«

»Er hat ein Zimmer im ersten Stock. Es ist das an der Ecke, mit Balkon. Du wirst vom Feigenbaum aus sein Zimmer erreichen können. Erst auf den Balkon, dann hinein.«

»Ja, ich habe verstanden«, erwiderte sie tonlos.

»Noch Fragen?«

»Womit soll ich ihn töten? Ich kann ein Messer nehmen und ihm die Kehle aufschneiden…«

»Dagegen habe ich nichts. Aber er soll doch leiden, oder willst du, dass er sofort vernichtet ist?«

»Nein, ich will ihn leiden sehen.«

»Dann nimm das!«

Neben ihrer Schulter erschien eine Hand. Sie war noch zur Faust geballt, doch als sie sich öffnete, sah Gabriela, was auf der Fläche lag.

Der Ring der Mystiker! Golden schimmerte er auch im Dunkeln.

Sie sah das Motiv auf der runden Oberseite. Das geflügelte Pferd mit dem lanzenförmigen Einhorn auf der Stirn.

Gabriela staunte. »Und das überlasst ihr mir? Dieses wertvolle Stück? Ich kann es nicht annehmen.«

»Du wirst damit töten!«

»Wie denn?«

Ein relativ spitzer Fingernagel bewegte sich auf eine bestimmte Stelle am Rand des Ringes zu, wo ein winziger Kontakthebel saß.

Die Sperre wurde gelöst, und das Horn schnellte aus der Stirn.

Gabriela erschrak und stieß sogar einen leisen Schrei aus. »Gift«, hörte sie den Mann flüstern. »Die Nadel enthält Gift. Wenn sie in den Körper des Feindes eindringt, verspritzt sie es.« Er drückte die Nadel wieder zurück.

Gabriela schluckte. Sie war plötzlich nervös geworden. »Passt er mir?« fragte sie.

»Versuche es!« wisperte der Mönch und überließ dem Mädchen die

gefährliche Waffe.
Gabriela fasste den Ring vorsichtig an. Sie nahm ihn zwischen zwei Finger, während der Mönch hinter ihr ins Dunkel des Zimmers tauchte.
Von dort beobachtete er sie.
Gabriela streifte den Ring über. Sie lachte leise, als sie merkte, dass er ihr genau passte. Das Schmuckstück schien wie für sie gemacht zu sein.
»Ist es gut?« fragte der Mönch.
»Wunderbar.«
»Du darfst ihn behalten. Gabriela. Dieser Ring wird dir auch die Pforte zu unserem Kloster öffnen. Wer ihn trägt, darf das Gemäuer betreten. Bis später, Gabriela. Auf Wiedersehen…«
Es waren seine letzten Worte. Der Mönch verschwand so lautlos, wie er gekommen war. Gabriela hörte kaum das Schließen der Tür.
Sie war zudem in den Anblick des Ringes versunken, Sie lächelte einige Male sehr hart und stand plötzlich auf.
Wenn sie ging, dann in einer anderen Kleidung. Gabriela beeilte sich jetzt, die neuen Sachen aus dem schmalen Schrank zu holen. Ein dünner, dunkler Pullover kam für sie in Frage und eine dunkle Hose. So konnte sie nicht schnell gesehen werden.
Sie löste ihr Haar, nahm ein Stirnband und band die Pracht damit fest.
Sollte sie auch ein Messer mitnehmen? Nein, Gabriela entschied sich dafür, als einzige Waffe den Ring zu behalten.
Dieser Sinclair sollte sterben. Durch den Stich des Einhorns.
Sie probierte den Ring aus.
Das lanzenartige Horn schnellte hervor. Auf einen weiteren Druck ihres Fingers hin fuhr das Horn wieder zurück, und der normale Ring war zu sehen.
Sie war zufrieden! Der Mönch hatte sie längst verlassen. Im Kloster würde sie ihn wiedersehen, dann hoffentlich mit einer Erfolgsmeldung.
Gabriela schritt zur Tür. Sehr aufmerksam verließ sie das Haus.
Sie wollte nicht, dass man sie sah. Der Tod des Engländers würde Staub aufwirbeln, und die Polizei war in manchen Dingen nicht zimperlich, besonders dann nicht, wenn es sich dabei um den Mord an einem Fremden handelte. So etwas schadete dem Ruf. Auf einen guten Ruf war die Insel angewiesen, damit die Touristen kamen.
Von ihnen lebten die Menschen hier.
Auf der Treppe lag noch immer der betrunkene Russe und schlief seinen Rausch aus. Er würde erst von der Sonne geweckt, dann zum Brunnen laufen und sich waschen.
Dieser Mann war auf einer Seite zu beneiden. Er war glücklich, er

lebte sein Leben und kümmerte sich um nichts.
Gabriela kannte Abkürzungen. Sie war im Ort aufgewachsen, deshalb nahm sie auch nicht die normalen Straßen. Geschickt stieg sie über Trenn- und Brandmauern hinweg, lief durch schmale Gärten, passierte einen kleinen Olivenhain und gelangte schließlich auf die Straße, die zum Hafen führte, wo die Lokale zum Teil noch geöffnet hatten, weil es immer wieder Menschen gab, die die Nacht über feierten.
Manchmal wehten ihr Musikklänge aus einer Taverne entgegen.
Sirtaki – Melodien. Dazwischen vernahm sie das rhythmische Klatschen der Zuschauer, mit dem sie die Tänzer anfeuerten.
Wie dünne, dunkle Arme hoben sich die Masten der im Hafen dümpelnden Segelschiffe ab. Sie bewegten sich in der leichten Dünung, als hätten sie sich ebenfalls auf die Klänge konzentriert. Etwas darüber, in Hanglage gebaut, lagen die Häuser, die kleinen Restaurants und Tavernen mit ihren flachen Dächern.
Bei Nicos wohnte dieser Sinclair. Um das Haus zu erreichen, musste Gabriela in eine Gasse eintauchen, in der sie nicht allein war.
Einige Männer kamen ihr entgegen. Als sie die junge Frau sahen, sprachen sie Gabriela an und wollten sie mitnehmen. Die junge Griechin musste sich loszerren.
Dann hastete sie weiter.
Eine einsame Lampe brannte über dem Eingang des Gasthauses.
In der Nähe musste jemand Fisch gebraten haben. Der Geruch hing noch zwischen den Hauswänden.
Gabriela fand einen Weg, um an die Rückseite zu gelangen. In der Tat fand sie die Bäume, die im Garten wuchsen. Einer schob sein Astwerk so nahe an einen Eckbalkon heran, dass man bequem hinaufklettern konnte.
Gabriela war ein gelenkiges Mädchen. Es bereitete ihr keine Mühe, die erste Etappe zu erreichen. Auf dem schmalen Gitterbalkon duckte sie sich und wartete mit angehaltenem Atem.
Außerhalb ihrer kleinen Insel vernahm sie keinen Laut. Niemand störte sie. Ihr Kommen schien nicht bemerkt worden zu sein. So schraubte sich das Mädchen wieder hoch und drückte gegen den Rahmen der Balkontür. Sie spürte bereits, dass der Widerstand nicht sehr stark war.
Diese Türen ließen sich oft nicht richtig verschließen, sie waren nur mehr eine Dekoration. Ein wenig mehr Druck reichte schon aus, um den rechten Flügel nach innen drücken zu können.
Auf Zehenspitzen betrat Gabriela das Zimmer. Der Sisalteppich dämpfte ihre Schritte. Die Dunkelheit im Raum kam ihr grau vor, trotz der hellen Wände.
Die Einrichtung war schlicht. Schrank, Stuhl und Bett. Dazu das Waschbecken an der Wand. Ihr Blick fiel auf das breite Bett. Niemand

lag darin. Der Engländer war noch nicht zurückgekehrt.

Ein Lächeln zuckte über ihre Lippen, und sie stellte sich so neben den Schrank, dass sie im toten Winkel zur Tür stand, wenn diese geöffnet wurde.

Jetzt musste sie warten. Gabriela hatte Zeit, viel Zeit. Für sie war dieser Sinclair schon so gut wie tot…

***

Aber ich lebte noch. Auch wenn ich das Gefühl hatte, um mich herum wäre die Hölle losgebrochen. Zuerst hörte ich Shulz schreien, dann hörte ich ein Krachen, das Boot begann heftig zu schaukeln, so dass es zu kentern drohte.

Ich drehte mich auf den Rücken! Pegasus war da. Das Pferd schwebte über uns. Der Tote war von seinem Horn gerutscht, gegen die Bordwand geschlagen, auf der er für einen Moment liegen blieb, als könnte er sich nicht entscheiden, ob er eintauchen oder zurückfallen wollte.

Dann aber kippte er und rutschte über die Bordwand hinweg ins Wasser, wo ihn die Dünung sofort wegtrug, Wellen unter seine Kutte glitten und sie aufblähten.

Pegasus schwebte über dem Wasser.

Der Krieger auf seinem Rücken hatte seine Waffe nicht gezogen.

Ich wusste auch nicht, ob er noch etwas von uns wollte, jedenfalls griff ich nicht zuerst an.

Das geflügelte Pferd zog sich urplötzlich zurück, als hätte es einen Befehl erhalten. Die Flügel bewegten sich schneller. Sie kamen mir dabei vor wie große, weiße Federn, die zu wolkenhaften Gebilden wurden, als das Fabeltier höher schwebte und schließlich in die Finsternis des Himmels eintauchte.

Wir waren allein.

Ich vernahm die Stimme meines Begleiters, fand aber nicht heraus, was er sagte, denn ich eilte an die Bordwand und schaute an der Seite darüber hinweg, wo der Mönch im Meer verschwunden war.

Er trieb noch auf den Wellen. Unter seiner Kutte hatte sich eine Luftblase gebildet, die dafür sorgte, dass er nicht in die Tiefe sackte und versank.

Er war bereits sehr weit abgetrieben. Die Dunkelheit senkte sich über ihn. Ich konnte die Gestalt kaum noch erkennen, deshalb mussten wir uns beeilen, wenn wir ihn aus dem Meer fischen wollten.

Ich lief ans Ruder. Mit Motorbooten kannte ich mich aus. Oft genug hatte ich selbst welche über die Wellen gelenkt. Der Motor sprang sofort an.

Das Boot besaß auch einen drehbaren Scheinwerfer, den ich ebenfalls einschaltete.

Im Halbkreis fuhr ich auf die Stelle zu, an der ich den Mönch zum letzten Mal gesehen hatte.

Da der Scheinwerfer die Bewegung mitmachte und die Gestalt auch traf, sah ich soeben noch, wie der Mönch von einer Welle regelrecht verschluckt wurde.

Er sank! Wir kamen zu spät, der Tote hatte sein großes nasses Grab gefunden und würde wohl kaum mehr an die Oberfläche geholt werden.

Es hatte keinen Sinn, weiterhin nach ihm zu suchen. So stellte ich den Motor ab und drehte mich um.

Godfrey Shulz lehnte an der Bordwand. Er glich die Schaukelbewegungen des Bootes gut aus und schüttelte den Kopf.

»Verdammt, Sinclair«, flüsterte er, »sagen Sie mir, dass ich irre bin, dass ich mich getäuscht habe. So etwas kann es doch nicht geben.«

»Das gibt es aber.«

»Ein Pferd, das fliegt.«

»Ja, Pegasus.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen. Ich werde verrückt, wenn ich das erzähle. Pegasus ist eine Legende, eine Sage, und diese Dinge existieren doch nicht. Sie haben sich in den Köpfen der Menschen entwickelt…«

»Es war kein Trugbild!« erklärte ich.

Er nickte. »Das weiß ich inzwischen auch. Ich habe den Toten gesehen, ich bekam mit, wie er an Deck geschleudert wurde, aber man hat mich noch erwischt. Und das ist der Beweis.« Shulz ließ sich auf seinen Hosenboden fallen und streckte das linke Bein aus.

»Schauen Sie sich das an, John. Die Verletzung stammt von dem Horn, mit dem Pegasus zustieß. Ich habe den Beweis.«

Seine Hose war aufgerissen. Die beiden Stoffhälften klappten nach rechts und links weg, und an der Wade sah ich die lange Wunde, die das Horn gerissen hatte.

Aus ihr rann das Blut und nässte das Deck. »Nicht sehr tief«, sagte Shulz, »aber sie schmerzt.« Er umfasste das Bein, schaute mich an und verzerrte das Gesicht.

»Gibt es hier einen Erste-Hilfe-Kasten?«

»Ja, im Ruderhaus.«

Ich holte ihn und verarztete Shulz.

»Okay, das hätte keine Krankenschwester besser machen können, John.«

»Aber zarter.«

»Darauf kann ich in diesem Augenblick verzichten«, stöhnte er und wollte aufstehen. Das bereitete ihm Schwierigkeiten. Er biss die Zähne zusammen, ich sah, dass ich ihm helfen musste und streckte ihm meine Hand entgegen.

»Ist Mist, wenn, man alt wird«, sagte er und humpelte über das Deck.
Damit er nicht stürzte, blieb ich neben ihm. Er hielt sich auch an mir fest.
»Bevor wir fahren«, sagte er und, ließ sich auf einer Ruderbank nieder, »möchte ich gern wissen, weshalb wir angegriffen worden sind und was dieser Tote zu bedeuten hatte.«
»Es war der Mönch, der mich auf der Klostermauer angriff.«
»Sie haben ihn aber nicht getötet.«
»Nein, Pegasus.«
»Weshalb denn?«
Ich hob die Schultern. »Sorry, aber da müssen Sie mich etwas Leichteres fragen. Er tauchte urplötzlich auf. Vielleicht wollte er auch mich erwischen. Nur war ich schneller. Ich stand daneben, als sein Horn die Brust des Mönchs durchbohrte.«
»Haben diese Leute etwas mit dem geflügelten Pferd zu tun?« wollte er wissen.
»Sie nennen sich auch die Loge der Mystiker«, erwiderte ich und hatte einen nachdenklichen Ton in meine Stimme gelegt. »Wahrscheinlich beschäftigen sie sich mit den Dingen, die irgendwo in der griechischen Legende verborgen liegen.«
»Dazu gehört nicht nur Pegasus.«
»Nein, sie können meinetwegen alle klassischen Götter und ihre Begleiterscheinungen aufzählen. Sogar Pandora mit ihrer Büchse oder Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte.«
»Auf die kann ich verzichten.«
»Das verstehe ich«, sagte ich und dachte dabei an Pandora, die ich ebenfalls schon erlebt hatte und die als Dämonin in einer anderen Dimension lebte.
Godfrey Shulz schaute sich um. »Meinetwegen können wir von hier verschwinden. Ich brauche etwas zu trinken. Haben Sie was in Ihrem Zimmer, John?«
»Nein, dann holen wir uns eine Flasche hoch.«
»Aber keinen Schnaps.«
»Nein, ich trinke Samos.«
»Das ist Geschmackssache«, gab ich zurück und dachte dabei an den süßen Geschmack des Weines. Mein Fall war er nicht.
Den Hafen sahen wir. Es brannten immer einige Lichter an den Anlegestegen und am Kai. Darauf brauchten wir nur zuzuhalten.
Der Bootsmotor tuckerte einige Male durch. In langsamer Fahrt näherten wir uns dem Ziel, geschoben von den aus der Tiefe des Meeres kommenden Wogen.
Während der Fahrt sprachen wir kaum ein Wort. Shulz fluchte nur ab und zu, wenn er an seine Wunde dachte, die hin und wieder von einem Schmerzstoß durchzogen wurde.

Ich manövrierte den Kahn zwischen den anderen, dümpelnden Booten hindurch, ohne an fremde Bordwände zu reiben. Es gab noch einige Plätze an den langen Stegen, die in das Hafenbecken mit dem verschmutzten Wasser hineinragten.

Mit der Backbordseite schrammte das Boot an den am Steg hängenden Reifen entlang, die Prellbock Funktionen hatten. Ich sprang auf den Steg, ließ mir die Leine zuwerfen und machte den Kahn am Poller fest.

Godfrey Shulz humpelte, als er an Land kletterte. Ich half ihm dabei. »Ich brauche trotzdem einen Schnaps«, sagte er und schielte auf eine noch geöffnete Taverne.

»Was denn?«

»Uzo.«

Ich kaufte eine, während Shulz draußen wartete und sich mit dem Rücken gegen die Hauswand gepresst hatte. Er starrte über das Wasser und in den Himmel. Dabei bemerkte er kaum, dass ich wieder neben ihm stand. »Wissen Sie, Sinclair, ich suche noch immer das Pferd. Erst wenn ich es zum zweitenmal gesehen habe, werde ich glauben, dass es kein Traum war.«

»Wie Sie wollen.«

Wir gingen zu meinem Hotel. Der Name war etwas hoch gegriffen. Ich bezeichnete es mehr als eine Unterkunft, aber es war schwierig genug gewesen, überhaupt ein Zimmer zu finden. Wäre von den Vormietern nicht jemand krank geworden und hätte abreisen müssen, hätte ich auf irgendeiner Treppe übernachten können.

Die Tür war nicht verschlossen, einen Nachtportier gab es sowieso nicht, es roch nach frisch gebratenem Fisch, aus der Küche hörten wir noch Geräusche, ansonsten war es still im Haus.

Die Treppe bestand aus dunklem Holz. An einigen Stellen waren die Stufen ausgebessert worden.

Ich wohnte in der ersten Etage. Der Gang war sehr niedrig. Hätten meine Haare aufrecht gestanden, wären sie mit ihren Spitzen an der Decke entlanggestreift.

Hinter mir humpelte Shulz her und beschwerte sich über den langen Weg. »Es ist die letzte Tür«, sagte ich. »Man hat mir ein Eckzimmer mit Balkon gegeben.«

»Wie vornehm.«

Der Zimmerschlüssel steckte in meiner Tasche. Ich hatte ihn auch beim Kampf zum Glück nicht verloren. Zweimal musste ich ihn drehen, um die Tür aufschließen zu können.

»Was riecht da so komisch?« fragte Shulz hinter mir.

»Fisch.«

»Ich mag keinen.«

Leise lachend betrat ich den Raum. Die Balkontür zeichnete sich als

ein bis zum Boden hin reichendes Rechteck ab. Rechts stand das ziemlich breite Bett mit dem Metallgestänge, daneben der Schrank, und meine Hand suchte nach dem Lichtschalter.

Ich war noch nicht zu oft in diesem Raum gewesen, deshalb dauerte die Suche etwas.

Und sie lenkte mich ab.

Ideal für den hinterlistigen Mörder. Die Gestalt löste sich urplötzlich aus dem Schatten neben dem Schrank und hechtete auf mich.

Sie war schlank, geschmeidig und schnell.

»Ich bring dich um, du Hund!«

Vielleicht hätte sie es tatsächlich beim ersten Anlauf geschafft, wenn der Hass in ihr nicht so stark gewesen wäre. So aber hatte sie sich durch die eigenen Worte etwas ablenken lassen und gab mir die Gelegenheit, schnell zu reagieren.

Ich warf mich aufs Bett.

Es war die einzige Chance, die mir blieb. Zurück konnte ich nicht mehr, da stand mir Shulz im Weg, also vorhechten, und ich kam mit dem Bauch zuerst auf.

Der Schatten hechtete vorbei. Ich bekam trotzdem noch einen Tritt ab, aber mehr nicht, ich dachte nur darüber nach, dass die Stimme des Mörders einer Frau gehört hatte.

Dann rollte ich mich auf den Rücken.

Shulz hätte sicherlich eingegriffen, doch seine Verletzung behinderte ihn zu sehr, so bekam die Frau Gelegenheit zu einer zweiten Attacke. Und sie erwischte mich abermals kalt, als ich mich noch in der Drehung befand. Auf dem Rücken lag ich jetzt, sie hockte über mir, hatte die rechte Hand erhoben, und mein Herz stand plötzlich still, als ich den Ring mit der Nadel an ihrem Finger sah und den Hass in ihren Augen leuchten sah.

Da schlug Godfrey Shulz zu! Er hatte die Flasche genommen und donnerte sie der Frau in den Nacken. Sie versteifte in ihrer gebückten Haltung. Mit einer heftigen Bewegung schleuderte ich sie nach links, so dass sie auf das Bett fiel.

Die Frau blieb liegen, ohne sich zu rühren. Shulz hatte tatsächlich einen Volltreffer gelandet.

Er lehnte an der Wand und ließ sich, als ich vom Bett aufstand, auf den einzigen Stuhl im Raum fallen. Dabei schüttelte er den Kopf.

»Das ist ja wie bei James Bond. Verdammt, wie bei Bond…«

»Nur sind wir nicht im Film.«

Er grinste scharf. »Ein Weib wie eine Klapperschlange. Lauert Ihnen auf, um Sie zu töten.«

»Mit Gift, Godfrey. Ich verdanke Ihnen mein Leben.«

»Das war nur ein Reflex mit der Flasche.«.

»Aber ein verdammt guter.«

Er lachte leise. »Zum Glück ist sie heil geblieben. Dann wollen wir mal.«

Er hob sie hoch und schraubte sie auf. »In Ermangelung irgendwelcher Gläser werde ich immer zum Flaschenkind.« Ein kräftiger Schluck Uzo verschwand in seiner Kehle.

Ich hatte die Hand ausgestreckt, und er warf mir die Flasche zu.

Mein Schluck war kleiner, trotzdem war er für mich groß genug.

Ich schüttelte mich.

»Ja, John, wenn man das Zeug nicht gewohnt ist, reißt es einem die Fußnägel ab.«

»Daran gewöhnen könnte ich mich nie.«

»Wenn Sie einige Jahre hier leben, denken Sie anders darüber. Ehrlich, mein Lieber.«

»Vielleicht.«

»Ich brauche noch einen Schluck. Der erste war für die Seele, der zweite ist gegen die Wunde.«

Er bekam von mir die Flasche wieder zugeworfen. Dann kümmerte ich mich um die Frau.

Das Licht brannte inzwischen. Auf einer schlichten gelben Schale stand eine dicke Glühbirne, die ihren gelblichen Schein verteilte und auch die Decke traf, wo der Fliegendreck klebte.

Das Bett wurde ebenfalls erfasst. Mit beiden Händen fasste ich zu und drehte die Frau auf den Rücken. Im Nacken hatte sie eine Schwellung bekommen, und sie war schlaff wie eine Gliederpuppe.

Dabei sah sie aus, als würde sie schlafen, und als ich in ihr Gesicht schaute, musste ich feststellen, dass ich sie noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte.

Sie sah verhältnismäßig hübsch aus, auch wenn ihre schmalen Lippen für meinen Geschmack ein wenig männlich wirkten. Das dunkle Haar wurde von einem Stirnband gehalten, mich aber interessierte die rechte Hand.

Auf dem Mittelfinger steckte der teuflische Ring.

»Das ist er«, sagte ich und wies auf ihn, damit ihn Shulz auch sehen konnte.

Er lachte auf. »Eine Nadel«, sagte er, »die aus dem Schädel unseres Pferdes springt. Wer hätte das gedacht.«

»Sie arbeiten mit allen Tricks.«

»Wer ist sie?«

»Die Mönche oder die Loge der Mystiker.«

Shulz räusperte sich. »Gehört die Frau auch dazu? Das wäre für mich eine Überraschung. Bisher habe ich immer nur gedacht, dass die Mönche nur Männer aufnehmen.«

»Anscheinend haben sie bei ihr eine Ausnahme gemacht.« Ich versuchte, ihr den Ring vom Finger zu ziehen, was mir ziemlich

mühelos gelang. Dann hielt ich ihn gegen das Licht und betrachtete ihn genau. Ich fand auch den Kontakt, der die Nadel wieder zurückschnellen ließ. Durch die Gegenbewegung stach sie wieder hervor.

Godfrey hatte mir zugeschaut. »Interessant«, sagte er. »So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Man ist vor Überraschungen eben nicht sicher.« Vorsichtig steckte ich den Ring ein.

»Wollen Sie ihn behalten?« fragte mich Shulz erstaunt.

»Zunächst. Ich werde ihn dann an den Besitzer zurückgeben, wenn ich ihn sehe.«

»Ja, Sie wollen ja wieder ins Kloster.«

Ich deutete auf die junge Frau. »Sie leben doch hier. Haben Sie die Person schon mal gesehen?«

Er schüttelte den Kopf und nickte gleichzeitig, während er sich an der unteren Bettkante abstützte. »Ja, sie kommt nur irgendwie bekannt vor.«

»Dann stammt sie von hier?«

»Das ganz sicher.«

»Überlegen Sie. Wo könnte sie wohnen, wie heißt sie möglicherweise? Fällt Ihnen dazu etwas ein?«

»Gerade auf diese beiden Fragen kann ich Ihnen keine Antwort geben. Auf dieser Insel laufen viele junge Frauen herum. Sie arbeiten meist in den Lokalen als Serviererinnen oder in den Hotels als Hilfen. Aber das Lokal käme schon hin. Ich kann mir vorstellen, dass sie mir dort schon einmal über den Weg gelaufen ist. Vielleicht hat sie mich mal bedient.«

»Es ist also schwer, sie zu identifizieren.«

»Zumindest würde es dauern.«

»Dann wollen wir hoffen, dass sie früh genug aus ihrer Bewusstlosigkeit erwacht.«

»Helfen Sie doch nach.«

»Das wollte ich gerade.« Ich befand mich schon auf dem Weg zum Waschbecken. Auf einem Absatz stand ein Glas. Sehr sauber sah es nicht aus, für meine Zwecke aber reichte es völlig.

Mit dem halbgefüllten Glas ging ich zum Bett zurück und leerte das Wasser über dem Gesicht der Bewusstlosen aus. Ein zweites Glas musste ich hinzugießen, bevor ich bei der Bewusstloser eine Reaktion spürte. Sie bewegte ihre Augenlider, öffnete die Augen und schaute mich an, als ich über ihr stand.

Zuerst zeigte sich bei ihr keine Reaktion. Dann öffnete sie den Mund und begann zu stöhnen. Sie sagte etwas auf Griechisch, das ich nicht verstand.

Shulz übersetzte. »Sie hat geflucht und Sie verdammt.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte ich und setzte mich neben sie.

Schweigend starrten wir uns an. Plötzlich sprach sie mich in meiner Heimatsprache an. »Mörder!« schrie sie.

Ich zuckte zusammen, weil ich mir keiner Schuld bewusst war.

Sie aber reagierte. Woher sie die Kraft nahm, so schnell zu sein, war mir ein Rätsel. Ihr rechter Arm schoss vor, und ich spürte ihre Faust dicht über meiner Gürtelschnalle. Sofort zuckte sie zurück, die Frau sah auf die Knöchel und stieß einen Laut der tiefen Enttäuschung aus.

»Der Ring ist nicht mehr da!«

»Wer hat ihn!«

»Ich!«

Sie funkelte mich an, setzte sich hoch, und jetzt erst kam die Reaktion, denn als sie der Schwindel überkam, fiel sie mit einem Wehlaut zurück auf das Bett.

Beide Hände presste sie gegen die Wangen und drückte die Haut zusammen. Godfrey Shulz hatte einen alten Teller gefunden, den er als Aschenbecher zweckentfremdete. Er rauchte und schaute uns beiden vom Stuhl aus zu.

Ich ließ die Frau zunächst in Ruhe. Erst als sie abermals aufstöhnte, stellte ich meine nächste Frage. »Wie heißen Sie?«

Es wunderte mich, dass sie so ohne weiteres ihren Namen sagte:

»Ich bin Gabriela.«

»Und weshalb wollten Sie mich töten? Sie kennen mich nicht. Wir haben uns nie zuvor gesehen.«

»Weil Sie ein Mörder sind!«

»Wen habe ich umgebracht, dass Sie mich so hassen?«

»Kostos!«

Allmählich sah ich Land. Auf irgendeine Art und Weise musste sie mit dem Mönch in Verbindung stehen. Kostos war das große Problem, war ihr Problem. Er hatte mich töten wollen, ich war schneller gewesen, und nun wollte sie seinen Tod rächen.

»Wer sagt Ihnen, dass ich ihn getötet habe?«

»Ich weiß es.«

»Okay.« Ich nickte. »Hat derjenige, der Sie informierte, Ihnen auch berichtet, dass ich mich nur gewehrt habe? Kostos wollte mich töten, und zwar auf eine verdammt hinterhältige Art und Weise. Durch den Ring, den Sie ja auch kennen.«

»Sie hätten es verdient gehabt. Und wenn ich die Chance bekomme, versuche ich es noch einmal.«

»Die werden Sie wohl nie mehr kriegen.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja.«

Sie lachte mich an und gleichzeitig aus. »Was wollen Sie denn machen? Mich der Polizei übergeben? Niemand wird Ihnen dort Ihre

Geschichte glauben. Ich kenne fast jeden Polizisten auf der Insel. Er wird mir glauben, nicht Ihnen.«

»Das kann sein. Dennoch gestatten Sie mir, dass ich über die Sache nachdenke.«

»Bitte.«

»Was haben Sie mit den Mönchen zu tun?«

»Ich kannte Kostos.«

»Dann gehören Sie nicht zum Kloster?«

»Nein!«

»Aber man hat Sie gedungen. Das lässt darauf schließen, dass Ihre Freunde zu feige sind!«

Wieder schnellte sie hoch. Diesmal aber blieb sie sitzen, auch wenn sich ihr Gesicht verzog. »Was wissen Sie als Engländer über meine Freunde? Gar nichts. Keinem können Sie das Wasser reichen. Es sind Männer, die sich mit Dingen beschäftigen, von denen Sie nicht einmal etwas gehört haben, Sie Ignorant.«

»Mit Pegasus?«

»Auch!«

»Aber wer sagt Ihnen, Gabriela, dass ich noch nichts von der Loge der Mystiker gehört habe?«

»Dann würden Sie verschwinden und sich nicht gegen sie stellen.«

»Vielleicht muss ich das. Ich mache so etwas immer, wenn man mich umbringen will.«

»Sie sind in das Kloster eingedrungen!«

»Nicht eingedrungen. Ich kam als Besucher. Das ist der Unterschied, meine Liebe.«

»Nennen Sie mich nicht so.« Gabriela verzog wieder ihr Gesicht.

Sie hatte sich wohl zuviel vorgenommen und presste die Hände vor die Augen.

»Sie können auch einen Schluck Uzo trinken«, meldete sich mein Begleiter.

»Behalten Sie Ihr Zeug.«

»Wie Sie wünschen! Jedenfalls sitzen Sie in der Patsche, Süße. Ich weiß nicht, wie Ihre Freunde reagieren werden, wenn sie erfahren, dass der Anschlag missglückt ist. Sind sie so human, Niederlagen einfach wegzustecken?«

Gabriela legte die Hände auf die Oberschenkel. Eine Antwort bekamen wir nicht. Wahrscheinlich hatte Shulz einen schwachen Punkt in ihrer Rechnung erwischt.

»Wird man Sie bestrafen?« fragte ich.

Sie fuhr herum. Zu wild, denn ihr Gesicht zeigte die Schmerzen an, die sie spürte. »Es geht Sie nichts an, was mit mir geschieht oder was nicht mit mir geschieht. Richten Sie sich danach. Ich bin für mich selbst verantwortlich.«

»Wem und wie hätten Sie über den Erfolg Ihrer Aktion Bescheid geben müssen?« fragte ich.
»Lassen Sie mich in Ruhe!«
»Nein. Sie sind meine einzige Spur.«
»Ach ja. Und wohin?«
»Zu Pegasus und möglicherweise auch zur Loge der Mystiker. Mehr will ich nicht.«
»Ja, töten!«, Allmählich wurde ich ärgerlich. »Es ist kein Töten, sondern war die reine Notwehr. Können Sie sich nicht vorstellen, dass es sich bei der anderen Seite, um Mörder handelt.«
»Nein!«
»Ich bin Polizist. Und Polizisten kennen Sie doch, wie Sie gesagt haben. Sie schenken Ihnen Ihr Vertrauen.«
»Den griechischen.«
»Das spielt keine Rolle.«
»Für mich ja!«
Ich sah ein, dass ich auf diese Art und Weise nicht weiterkam, deshalb versuchte ich es anders herum. Zunächst zündete ich mir eine Zigarette an, dann kam ich auf Kostos zu sprechen.
»Ich will nicht mit Ihnen darüber reden.«
»Er stand Ihnen nahe – oder?«
Gabriela hob den Kopf an und schaute gegen die Tür. »Ja«, sagte sie plötzlich, »er stand mir nahe. Er stand mir sogar sehr nahe. Näher als alle anderen.«
»Und er hat Sie verlassen, um ins Kloster zu gehen. Dann kann seine Liebe nicht groß gewesen sein.«
»Was wissen Sie schon, Engländer? Was wissen Sie denn schon? Es gibt Dinge, die größer und mächtiger sind, als die menschlichen Beziehungen untereinander. Dinge, die den Kreislauf der Welt in Gang halten. Danach musste er forschen, denn er fühlte sich dazu berufen. Die Ruhe hatte er nur im Kloster.«
»Ging es um Pegasus?«
»Nicht allein um ihn. Sie hatten Kontakt zu ganz anderen Welten. Sie wollten hinter die Dinge schauen, und das haben sie auch geschafft. Irgendwann einmal werden sie die Welt beherrschen. Pegasus ist das Zeichen. Auf den Flügel der Phantasie und Kreativität reisen wir von dannen in andere Dimensionen, um endlich den Blick für die anderen Dinge zu bekommen. Unser drittes Auge muss geweckt werden. Unser verborgenes Auge, verstehen Sie? Der Mensch hat nicht immer zwei Augen gehabt. Ein drittes war ebenfalls vorhanden, aber damit sah er nicht die Äußerlichkeiten an, dafür reichten die anderen beiden. Durch das dritte Auge schaute er in die Dunkelheit, die hell wurde, als er sie durchdrang. Es war wunderbar, Kostos besaß es. Man kann es trainieren. Jeder, der es noch nicht völlig verloren, hat, wird es

irgendwann merken und eintreten wollen in die Loge der Mystiker, die diejenigen vernichtet, die sie verraten haben.«

»Wie James Benson.«

»Wer ist das?«

»Vergessen Sie es, Gabriela. Möglicherweise gehöre ich ebenfalls zu den Leuten, die etwas Besonderes sind.«

»Sie?« kreischte die junge Frau. Zum erstenmal schaute sie mich direkt an. Ich las aus ihrem Gesicht den Spott und gleichzeitig den Abscheu, den sie mir entgegenbrachte. Und sie sprach weiter. »Sie, Sinclair, sind doch nur ein mieser Polizist. Was soll an Ihnen denn schon Besonderes sein?«

»Man kann sich in einem Menschen täuschen.«

»Reden Sie doch nicht so dumm.«

Ich hob die Schultern und griff gleichzeitig an meinen Hals, wo die schmale Silberkette hing. Sehr vorsichtig nahm ich sie zwischen die Fingerspitzen, bevor ich daran zog.

Als ich den Kopf senkte und die Kette darüber streifte, erschien auch das Kreuz.

Gabriela und Godfrey Shulz schauten mir zu. Auch mein Landsmann hatte das Kreuz noch nicht gesehen.

Ich ließ es auf dem Handteller liegen und drehte meine Hand so, dass Gabriela sie anschauen musste. »Ist derjenige, der so etwas trägt, wirklich nur ein Polizist?«

Sie gab mir keine Antwort. Ihren fast stieren, eingefroren wirkenden Gesichtszügen entnahm ich, dass sie sehr verwundert war.

»Nun?«

»Woher haben Sie es?« Zum erstenmal klang ihre Stimme fad und tonlos.

»Das ist eine lange Geschichte. Aber es scheint mir, als hätten Sie es schon gesehen.«

»Gesehen?« wiederholte sie flüsternd und hob den Kopf. »Nein, ich habe es noch nicht gesehen. Aber ich sah etwas, das auch auf dem Kreuz vorhanden ist.«

»Was?«

»Du weißt es genau. Das Auge, das dritte Auge. Direkt unter dem M!«

Diese Gabriela war für jede Überraschung gut. Damit hätte ich nicht gerechnet. Ich hatte ihr das Kreuz eigentlich nur zeigen wollen, um ihr beweisen zu können, dass ich zwar ein normaler Mensch war, aber eine ungewöhnliche Aufgabe übernommen hatte.

Für mich war diese Frau trotz des Mordanschlags auf mich keine direkte Feindin. Ich hatte sie eigentlich auf meine Seite ziehen wollen.

Sie hob ihre Hand, legte die Finger mit der Innenseite gegen mein Gesicht und ließ sie hoch zur Stirn wandern, als wollte sie fühlen, ob sich dort unter Haut und Knochen ein drittes Auge verbarg. »Du

gehörst zu uns, du bist ein Bruder.«
Ich blieb gelassen, und Shulz meinte: »Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Und willst du nicht mein Bruder sein, dann stoß ich dir das Messer rein, wie?«
Wir achteten nicht auf ihn. Ich war mir aber sicher, auf dem richtigen Weg zu sein. »Nein, Gabriela, ich bin nicht dein Bruder. Ich gehöre auch nicht zu euch…«
»Aber das dritte Auge. Wer es hat, der gehört zu uns, ob er nun will oder nicht.«
»Trotzdem bin ich ein anderer. Mögen dein Freunde dieses Zeichen auch als drittes Auge bezeichnen, ich sehe es etwas anders.«
»Als was?« hauchte sie.
»Es ist das Allsehende Auge. Ein mystisches Zeichen, das in zahlreichen Religionen Verwendung gefunden hat.«
»Für mich ist es das dritte Auge, und es berichtet mir, dass es zu uns gehört. Deshalb habe ich dir den Mord verziehen. Auch Kostos hat vom dritten Auge der Weisheit gesprochen, durch das er hinter die Dinge schauen konnte. Wir waren oft zusammen und haben uns Nächte über dieses Thema unterhalten.«
»Darf ich dir meine Erklärung geben?«
»Du darfst alles, Bruder.«
»Das Allsehende Auge, auch Auge der Vorsehung genannt, wurde schon von den alten Ägyptern zur Darstellung des Gottes Osiris gebraucht. Später wurde es von der christlichen Kirche zusammen mit anderen heidnischen Symbolen übernommen. Es soll den Menschen an die alle Geheimnisse durchdringende Wachsamkeit Gottes erinnern. Für mich ist es ein Schutz.«
Sie hatte mir zugehört, aber ich wusste nicht, ob sie meine Worte auch begriffen hatte. »Dann sehen wir es eben beide anders«, flüsterte sie. »Aber ich kann dich nicht mehr hassen. Im Gegenteil, wir gehören zusammen. Das Schicksal, von dem auch Kostos stets sprach, hat uns zusammengeführt. Möglicherweise wird es uns gelingen, hinter die Dinge zu schauen. Wir werden es gemeinsam versuchen.«
Godfrey Shulz hockte noch immer auf seinem Stuhl. Mit beiden Händen winkte er ab, weil er weder ihr noch mir ein Wort glaubte.
Ich schaute ihn so scharf an, dass er sich fast erschreckte und nichts mehr sagte und auch nichts tat.
»Welche Geheimnisse würden wir beide dadurch sehen?« fragte ich sie.
»Wir könnten in die Vergangenheit schauen. Wir würden erkennen, was sich dort alles getan hat. Wir würden sehen, welche Götter es gab, und wir würden eins mit den mystischen Gestalten, die allein durch das Auge aus ihrem nicht sichtbaren Reich geholt werden.«
»Wie Pegasus?«

»Ja!« rief sie. »Er ist der Anfang. Auf ihn ist die Loge der Mystiker konzentriert. Er bereitet den Weg vor, um zu anderen Dingen und Reichen zu gelangen.«

Ich hatte mir ihre Worte sehr gut gemerkt und sagte: »Dann möchte ich dich bitten, Gabriela, dass wir beide den Weg gemeinsam gehen. Bist du dazu bereit?«

Sie schaute mich groß an. »Bitten?« fragte sie nach. »Du brauchst mich nicht zu bitten, Bruder. Wir werden gehen, wir nehmen den Weg, der uns vorgeschrieben ist. Du nimmst mich an der Hand, denn ich kann dich zu diesem Platz führen.«

»Im Kloster?«

Sie stand schon auf, hielt mein Gelenk dabei fest. Da ich jedoch keine Anstalten traf, dem Zug nachzugeben, rutschte ihre Hand ab, und Gabriela ging schon auf die Tür zu, die sie auch öffnete.

»He«, sagte Shulz, »die haut ja ab.«

»Ich werde bei ihr bleiben.«

»Wohin willst du, Mädchen?«

Obwohl Shulz gefragt hatte, richtete sie die Antwort an mich. »Ich gehe nicht ins Kloster. Wir beide werden den Felsen der Erleuchtung betreten, wo ich die Nächte zusammen mit Kostos gesessen habe. Auf diesem Felsen wird sich unser menschliches Gehirn den Gestirnen öffnen, die in dieser Nacht so prächtig scheinen. Da erst wird die Kraft des dritten Auges voll zu spüren sein.«

Was Shulz von diesen Aussagen hielt, erkannte ich an seiner Gestik. Er tippte gegen seine Stirn und schaute mich ungläubig an, als ich aufstand und hinter Gabriela herging.

»Wollen Sie tatsächlich mit?«

»Ja.«

»Verdammt, und ich?«

»Godfrey«, sagte ich. »Sie sind verletzt. Können Sie Ihrem Bein eine längere Tour und Strapaze zutrauen?«

»Nein.«

»Deshalb bleiben Sie hier oder lassen sich in Ihre Wohnung fahren. Ich bin gekommen, um einen rätselhaften Fall aufzuklären, und ich glaube fest daran, die Spur gefunden zu haben.«

»Wenn Sie meinen, John. Ich kann nicht Ihr Kindermädchen spielen.«

»Nehmen Sie es mir nicht übel, Godfrey. Für ein Kindermädchen sind Sie mir nicht hübsch genug.«

»Spaßvogel, aber gib acht, Junge…«

Ich hatte schon das Zimmer verlassen, Gabriela stand an der Treppe, dort zeichnete sich ihre Gestalt ab. Sie winkte mir zu.

»Komm endlich, Bruder, der Felsen der Erleuchtung wartet auf uns.«

In diesem Moment kam sie mir vor wie ein esoterisches Wesen, das in zwei Welten gleichzeitig lebte…

***

Wir hatten uns an die Hand genommen wie Bruder und Schwester oder wie zwei Verliebte.

Und so schritten wir durch eine kleine Stadt, die in der oberen Hälfte im tiefen Schweigen, lag. Nur vom Hafen und Vergnügungsviertel her wehte noch Lärm zu uns hoch.

Mir war nichts daran gelegen, mich zu amüsieren. Ich hoffte nur, das Richtige getan zu haben, als ich mich der Frau anschloss, die mich noch vor fast einer Stunde hatte ermorden wollen.

Durch ihre ungewöhnliche Reaktion auf den Anblick meines Kreuzes war mein nächtlicher, heimlicher Besuch im Kloster zweitrangig geworden.

Das Ziel hieß nun der Felsen der Erleuchtung.

Ich hatte Gabriela einige Male danach gefragt und nur die gleiche stereotype Antwort bekommen. »Las dich überraschen, Bruder. Du wirst es merken…«

Nun ja, so ging ich also weiter. Die letzten Häuser lagen sehr bald hinter uns.

Gabriela drehte sich nie um, im Gegensatz zu mir, denn ich war misstrauisch. Meine Begleiterin hatte einen Mordauftrag bekommen. Er war schiefgegangen. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sich ihre Auftraggeber davon überzeugen und sich, da der Anschlag in die Hose gegangen war, dafür rächen wollten.

Samos ist wie fast alle griechischen Inseln gebirgig. Es gibt steile Pfade, Felsen, aber auch Pinienwälder, die in einem satten dunklen Grün tagsüber im Licht der Sonne liegen.

Die größte Stadt heißt Wathi. Sie besaß auch einen Flughafen, wo die Touristen herangeschafft wurden, um sich danach auf der Insel zu verteilen. Der Himmel war klar, die Sterne zum Greifen nah.

Schon bald verschwanden sie, denn wir mussten durch einen Pinienwald schreiten, der sich, wie auch nahe des Klosters, am Hang entlang streckte.

Es war ziemlich dunkel. Hier standen die Bäume auch dicht beieinander, so dass wir nicht mehr zusammenbleiben konnten und der eine hinter dem anderen herging.

Weiche Erde bedeckte den Boden. Unsere Schritte waren nur gedämpft zu vernehmen. Später, als der Wald lichter wurde, sah ich wieder die Felsen hervorwachsen, die manchmal so stark überhingen, dass sie mich an gekrümmte Nasen erinnerten.

Das Mädchen kannte sich aus. Gabriela führte mich zielsicher einem schmalen Pfad entgegen, der seinen Weg zwischen den Bäumen fand und aus dem Wald führte. Wieder sah ich die Gestirne.

Gabriela blieb stehen und deutete in die Höhe. »Strahlen sie nicht in dieser Nacht besonders prächtig?« fragte sie.

»Ja.«

Ihre Augen fingen an zu leuchten. »Es sind diejenigen, in denen das Wissen verborgen liegt, das uns Menschen fehlt. So hat man es mich gelehrt, und so sehe ich es auch.«

Ich hob die Schultern. »Leider habe ich mich mit diesem Rätsel nicht näher befassen können.«

Sie legte beide Hände gegen meine Wangen. »Das wirst du noch, John. Das wirst du ganz bestimmt. Ich glaube daran. Die Loge der Mystiker wird dich alles lehren. Sie haben sich auch einen anderen Namen gegeben, denn sie nennen sich Psychonauten. Später einmal wird die Welt noch sehr viel von ihnen hören. Kennst du die Psychonauten?«

Ich hob die Schultern. »Ich glaube, mich erinnern zu können. War Lovecraft nicht einer der ersten Psychonauten?«

»Wer ist das, dieser Love…?«

»Schon gut, Gabriela, das würde zu weit führen. Las uns gehen.«

»Gern.« Jetzt nahm sie mich wieder bei der Hand. Der Weg wurde steiler und anstrengender. Wir beide gerieten außer Puste, aber Gabriela ging mit einer Leichtigkeit die mich verwunderte, schließlich hatte sie einen harten Schlag zu überwinden gehabt.

Auch die relative Kühle der Nacht konnte nicht verhindern, dass ich stark schwitzte. Mit dem Ärmel wischte ich mir die Nässe aus dem Gesicht und schaute nach vorn, wo das Gestein silbrig im Mondschein leuchtete.

Den direkten Weg konnten wir leider nicht nehmen, liefen in Kurven und Kehren, umgingen große Felsbrocken und hatten schließlich die abgeflachte Spitze des Bergs erreicht.

»Wir sind da!« sagte Gabriela neben mir. Ihre Stimme war nicht lauter als das Flüstern des Windes.

Ich blickte mich um. Wohin ich auch sah, der flache Felsen schien kein Ende nehmen zu wollen. In der Nacht war das Meer nicht zu sehen, nur der weite Himmel mit seinen prächtigen Gestirnen.

»Hast du hier oft deine Zeit mit Kostos verbracht?« erkundigte ich mich.

»Ja, die Tage und auch die Nächte. Wir saßen auf den noch sonnenwarmen Gestein Rücken an Rücken, sprachen über die Welt und die Gesetze, die alles zusammenhält. Es waren wunderschöne Stunden. Jede Minute ist für mich zu einem Erlebnis geworden, und dies nicht allein in der Erinnerung, John. Aber ich trage dir nichts nach. Vielleicht ist Kostos den falschen Weg gegangen, haben ihn böse Gefühle übermannt…«

»Pegasus tötete ihn!«

»Ja, auch er ist unberechenbar, obwohl er allein…«

»Jemand saß auf ihm!«

»Wer?«

»Ich kenne ihn nicht. Ein Krieger. Er trug auf dem Kopf einen Silberhelm, ein Schwert in der Scheide und Teile einer Rüstung. Er sah gefährlich aus.«

»Das ist Dochonios!«

Ihre nächste Frage klang erstaunt. »Du kennst ihn nicht, obwohl du Träger des dritten Auges bist?«

»Nein.«

»Dochonios ist der Bezwinger des Pegasus. Nur er konnte ihn reiten, so erzählt man sich. Die Loge der Mystiker verehrt ihn, da er es geschafft hat, die Flügel der Phantasie und der Kreativität zu zähmen und sich gleichzeitig von ihnen hinwegtragen zu lassen. Da sind der Mensch und das Fabeltier eine wunderbare Symbiose eingegangen. Das musst du verstehen, Bruder.«

»Jetzt ja.«

»Aber komm. Wir wollen zum Zentrum des Felsens gehen, wo wir immer gesessen haben. Es ist ein wichtiger Weg, den du einfach kennen musst.«

Ich ließ mich wieder von ihr führen. Der Wind blies hier oben stärker. Er brachte etwas von der Weite des Meeres mit, die diese Insel umgab.

»Wie lange existiert Dochonios schon?« wollte ich wissen.

»So lange, wie die Sage lebt.«

»Aha.« Ich wusste noch immer nicht so recht, ob ich alles glauben sollte und ob auch all das eintreffen würde, was mir die junge Frau erzählt hatte. Eines war allerdings sicher.

Das geflügelte Pferd Pegasus hatte ich mir nicht eingebildet. Es existierte tatsächlich.

An manchen Stellen sah ich im Felsen Einkerbungen, die mir vorkamen wie Symbole und Zeichen.

Natürlich sprach ich meine Begleiterin darauf an. Sie wusste auch nichts darüber und konnte nur Vermutungen anstellen. »Es kann sein, dass vor Jahrtausenden sich jemand an diesem Felsen zu schaffen gemacht hat. Bewiesen ist es nicht, aber die Erleuchtung wird uns noch kommen. Die Loge der Mystiker breitet sich aus. Das Zeitalter der Psychonauten bricht an. Weg mit der großen Technik, weg mit den Kräften, die nicht kontrollierbar sind. Die alten Zeiten kehren zurück und damit das Wissen um die Welt.«

»Hat Kostos davon gesprochen?«

»Er war davon überzeugt. Er hat mir auch geraten, zu lesen. Ich tat es in meiner freien Zeit und habe sehr viele Dinge erfahren, die wichtig sind.«

Sie wollte nicht mehr sprechen. Wir gingen schweigend den Rest des Wegs. Nur unsere Schritte waren zu hören. Mal lauter, mal leiser. Es

kam immer auf die Beschaffenheit des Gesteins an.

Dass wir am Ziel waren, merkte ich daran, dass Gabriela nicht mehr weiterging. Sie deutete zu Boden. »Hier haben Kostos und ich immer gesessen«, sagte sie mit einer andächtig klingenden Stimme.

»Es waren unsere wertvollsten und schönsten Stunden.«

Ich folgte der Richtung ihres ausgestreckten Zeigefingers und erkannte auf dem Fels tatsächlich den großen Umriss irgendeines Zeichens. Um besser sehen zu können, schaltete ich meine lichtstarke Bleistiftleuchte ein.

Ihr dünner Strahl zeichnete die Umrisse sehr genau nach. Ich hätte natürlich damit rechnen müssen, aber die Tatsache traf mich dennoch überraschend.

Vor mir im Felsen eingeritzt oder eingemeißelt, zeichnete sich übergroß das Zeichen ab, das sich auch auf meinem Kreuz in der oberen Hälfte befand.

Das Allsehende Auge! Ich war zunächst einmal stumm, bis ich Gabrielas Frage hörte. »Na, siehst du es auch? Habe ich dir zuviel versprochen?«

»Das sicher nicht.«

»Im Dreieck haben wir Rücken an Rucken gesessen, gesprochen und auf die Erleuchtung gewartet.«

»Kam sie bei Kostos?«

»Ja, er besaß das dritte Auge. Er hat es genau gespürt, wie er mir sagte. Ich bin noch zu unreif. Deshalb möchte ich gern wissen, wie es sich mit dir verhält. Komm, wir werden uns so hinsetzen, wie Kostos und ich es getan haben, Rücken an Rücken, damit ein jeder den Körper des anderen spürt und dennoch einen freien Blick besitzt, der hineingleiten kann in das gewaltige All, wo alles Wissen steckt.«

»Vergiss nie, Mädchen, dass es einen gibt, der alles geschaffen hat. Nur er besitzt das absolute Wissen.«

Ich widersprach nicht, doch ich wusste bestimmt, dass die Loge der Mystiker diesem Wissen nahe kommen will.

»Vier haben es versucht, Gabriela, alle sind gescheitert. Auch schon in früheren Jahrhunderten.«

Das Thema gefiel ihr wohl nicht so sehr. Sie drehte sich von mir weg und ging in die Knie. Genau in der Mitte des Dreiecks, wo auch das Auge der Erleuchtung übergroß eingemeißelt war, ließ sie sich nieder, zog die Beine an und legte ihre Handflächen auf die Knie.

Den Rücken drückte sie durch, den Kopf etwas zurück.

Ich setzte mich noch nicht, schaute in die Dunkelheit, sah aber nichts.

Auch nicht den Reiter Dochonios auf seinem geflügelten Pferd.

So ließ ich mich schließlich nieder und lehnte meinen Rücken gegen den der jungen Frau.

Sie bewegte sich wohlig. »Ja, so ist es gut, John. So musst du sitzen bleiben. Kostos hat mir diese Haltung beigebracht. Vielleicht spüren wir sogar seinen Geist. Weißt du, dass mit dem Tode längst nicht alles aufhört und der Anfang einer neuen Daseinsebene gemacht wird.«

»Das weiß ich.«

»Deshalb kann mich der Tod nicht schrecken. Ich schaue ihm, wenn es soweit ist, ins Auge.«

»Obwohl du einen so großen Durchblick besitzt, auch ein gewaltiges Wissen, in dir gespeichert hast, wolltest du mich umbringen. Es hätte dir wirklich nichts ausgemacht, mir den Giftstachel in den Körper zu stoßen?«

»Nein, in diesem Falle nicht. Man bekommt nichts umsonst. Es wird immer Opfer geben, es hat auch immer Opfer gegeben. Da kannst du nachlesen, wo du willst. Wer die Sache der Psychonauten verrät, darf nicht mehr weiterleben.«

»Das ist sehr überheblich.«

»Wir können es uns leisten, weil es gelungen ist, die Fantasie zu zähmen. So soll es später einmal sein. Es wird eine neue Macht entstehen, an deren Spitze die Loge der Mystiker steht. Noch ist kaum etwas davon bekannt. Vielleicht wird sie auch in den nächsten Jahren vergessen, aber sie ist vorhanden und kann nicht mehr weggeschaffen werden, das wollte ich dir noch sagen. Sei dankbar und froh, dass du zu den Wissenden gehörst, Bruder.«

Ich sah die Sache etwas anders. Zudem war ich von der Loge der Mystiker nicht begeistert. Für mich waren sie Menschenverächter, wenn nicht sogar Mörder.

Und Pegasus hatte einen von ihnen vor meinen Augen getötet.

Als Grund konnte ich mir nur das Versagen des Mönchs vorstellen.

Gabriela hatte nicht bemerkt, dass ich mittlerweile mein Kreuz in der Hand hielt. Es hatte mich auf all meinen gefahrvollen Wegen begleitet und mir treu zur Seite gestanden. Ihm konnte ich vertrauen, denn es besaß das Wissen eines der großen Propheten. Und es hatte mich auch des öfteren vor Gefahren gewarnt, vielleicht wird es sich auch hier melden, wenn ich es wollte.

Ich hatte die Hände nebeneinander gelegt und das Kreuz lag in der Mulde. Wenn ich mir seine Farbe anschaute, besaß sie fast den gleichen Ton wie das Mondlicht.

Silbrig schimmernd.

»Du musst dich konzentrieren!« hörte ich Gabriela sprechen.

»Konzentriere dich auf das Wesentliche, auf den Grund aller Dinge, auf den reinen Geist. Dann wird auch dich das Wissen erleuchten.«

Vielleicht war es möglich, durch Meditation dieses Wissen zu erreichen, ich aber wollte nicht, denn meine Methoden waren andere.

»Weshalb sagst du nichts, John?« fragte sie mich.

»Doch, ich sage etwas.«
»Bitte.«
Ich sprach die Formel, um das Kreuz zu aktivieren. »Terra pestem teneto Salus hie maneto…«
Und es geschah, was geschehen sollte…

***

Godfrey Shulz konnte nicht begreifen, dass sich John Sinclair so sehr von der jungen Griechin hatte einwickeln lassen. Immer wieder schüttelte er den Kopf und sagte: »Der ist doch verrückt, halb wahnsinnig. Dem fehlte der Überblick. Die machen ihn fertig…«
Niemand hörte ihm zu. Er saß auf dem Stuhl allein im Zimmer und starrte gegen die Tür. Die Flasche war zu einem Drittel geleert.
Seine Beinwunde schmerzte, und als er sich mühsam erhob, konnte er das verletzte linke Bein nicht mehr belasten, weil die Schmerzen bis hoch in seine Hüfte zuckten.
Er lehnte sich gegen die Wand. Zudem hatte er zuviel Uzo getrunken, so dass ihn ein gewisses Schwindelgefühl erfasste und er den Eindruck bekam, als würde das Zimmer unter seinen Füßen anfangen zu schwanken.
»Verdammte Sauferei!« Voller Wut schleuderte er die Flasche auf das Bett, wo sie zweimal hüpfte, bevor sie liegen blieb. Wenn er gegen die Lampe schaute, schmerzte das Licht in seinen Augen.
Deshalb kniff er sie leicht zusammen, ging die ersten Schritte und zog das linke Bein nach. Dass er die Treppe hinuntersteigen musste, ärgerte ihn noch mehr. Irgendwie würde er es schon hinter sich bringen, und auch ein Taxistand befand sich in der Nähe.
Shulz humpelte durch den Gang. Hinter einigen Türen hörte er Schnarchgeräusche. Die Leute da hatten es gut. Sie schliefen und bekamen nicht mit, was sich abspielte.
Ah der Treppe ruhte er sich noch einmal aus und legte seine Linke auf das Geländer.
Es waren nicht viele Stufen, doch jede einzelne von ihnen kam ihm wie ein schwer zu überwindendes Hindernis vor. »Egal, Alter, du musst es hinter dich bringen.«
So tat er den ersten Schritt, sich dabei am Geländer festklammernd und möglichst das linke Bein nicht belastend, was nicht immer klappte. Dann zuckte der Schmerz wieder bis hoch in seinen Oberschenkel. Hinzu kam das dumpfe, stockige Gefühl unter der Stirn, das der Alkohol bei ihm hinterlassen hatte.
Jeder Schritt war zu hören. Immer wenn er eine Holzstufe berührte, hatte er das Gefühl, einen Gong angeschlagen zu haben. Das musste einfach gehört werden, aber er erntete keine Reaktion. Nicht eine Tür wurde geöffnet, es kam auch niemand von unten, um zu sehen, wer

sich auf dem Weg befand.

Shulz konnte man zwar als einen Agenten bezeichnen, doch er gehörte nicht zu den Aktivposten. Er war derjenige, der sich Infos durch seine Kontakte und manchmal auch mit einem kleinen Geldgeschenk besorgte. Für den Kampf oder die körperliche Auseinandersetzung hatte er nie viel übrig gehabt.

Dass er der Frau die Flasche in den Nacken geschlagen hatte, darüber wunderte er sich selbst. Es war wohl mehr ein Reflex gewesen als eine bewusst gesteuerte Reaktion.

Hinter dem Eingang lag die kleine Halle. Draußen brannte ein Licht, in der Halle allerdings nicht. Deshalb fiel durch das Fenster in der weißen Wand nur der Schein dieser über der Tür hängenden Außenlaterne und malte einen schwachen Lichtstreifen auf den Boden. Ansonsten herrschten Schatten vor.

Auch die letzten drei Stufen schaffte er, war aber schweißgebadet und lehnte sich an die halbrunde Theke der Rezeption, um sich erst einmal auszuruhen.

Tief holte er Luft.

Es stach in seinen Lungen. Er wollte endlich den Schwindel wegbekommen, klammerte sich weiterhin fest und hatte irgendwann das Gefühl, jetzt weitergehen zu müssen.

Godfrey Shulz kam genau einen Schritt weit. Dann tauchte plötzlich hinter der Rezeption der Schatten hoch. Er sah noch zwei Hände, auch wallenden Stoff, einen Moment später spürte er die Hiebe, die seinen Kopf an der Seite trafen und so hart geführt worden waren, dass er rücklings vor der Rezeption zu Boden stürzte und liegen blieb.

Shulz wusste im ersten Moment nicht, was ihm geschah. Er lag da, seine Hände wühlten sich in den dicken Stoff, plötzlich kam ihm die Erleuchtung.

Derjenige, der ihn da angegriffen hatte, war ein Mönch gewesen!

Und Mönche waren Sinclairs Feinde. Hatte John nicht auch mit einem Angriff gerechnet? Einer, der sich erkundigen wollte, ob der Anschlag auch geklappt hatte.

Das musste es sein.

Er machte es hart. Wie ein Riese hockte er auf dem Körper des Engländers. Das Knie in den Leib gedrückt, einen Arm angewinkelt und ihn gegen die Kehle des Mannes gepresst. Shulz bekam keine Luft, seine Augen wurden panikgroß.

Der Mönch ließ sich Zeit. Er sprach und erklärte dem Engländer mit leiser Stimme, dass er Hilfe nicht zu erwarten brauchte. Shulz konnte nicht antworten. In seinem Kopf schmerzte und brauste es.

Die Lippen waren in die Breite gezogen, sein Mund zitterte.

Schweiß tropfte von seinem Kinn.

Nur allmählich löste der Mönch den Druck, so dass Godfrey dosiert

einatmen konnte. Es hörte sich an, als würde er dabei schluchzen.

»Kannst du reden?«

»K… kaum …«

»Also doch.« Der Mönch nickte. »Ich will von dir wissen, wie es ausgegangen ist.«

»Nichts ist geschehen. Sinclair lebt.«

»Sie hat es also nicht geschafft.« Der Mönch sprach die Worte mehr zu sich selbst. »Du bist gegangen. Sind die beiden noch oben?«

»Nein.«

»Wo sind sie hin?«

»Sie haben das Hotel verlassen.«

»Gut, weiter so. Sicherlich haben sie dir ihr Ziel genannt.«

»N… nein.« Shulz wollte die beiden nicht verraten, aber der Grieche glaubte ihm nicht. Er schien seine Gedanken lesen zu können, denn er verstärkte den Druck. Diesmal nicht an der Kehle, dafür durch sein Knie.

Shulz ächzte. Die Augen wollten ihm aus den Höhlen. »Nein, bitte, nicht. Ich…«

»Willst du reden?«

»Ja.«

»Wohin also?« Der Mönch ließ dem Engländer soviel Luft, dass dieser sprechen konnte.

Der berichtete stockend, dass die beiden das Haus verlassen hatten und sich gut verstanden, weil Sinclair den Mordanschlag verziehen hatte.

Sie wollten sogar zu einem bestimmten Ziel. »Die Felsen der Erleuchtung«, flüsterte der Engländer. »Sie wollten die Felsen der Erleuchtung besuchen, um dort zu meditieren.«

Viel war vom Gesicht des Mönchs nicht zu sehen, dennoch erkannte Shulz das Funkeln in den Augen. »Die Felsen der Erleuchtung? Nein, da dürfen sie nicht hin. Diese sind nur für Eingeweihte wichtig, aber nicht für Adepten. Sie werden…«

»Aber sie sind gegangen.«

»Ich glaube dir.« Der Mönch nickte und sah so aus, als wollte er nachdenken. Seinen linken Arm hielt er gegen die Kehle des Mannes gedrückt. Den rechten brachte er jetzt vor.

Gleichzeitig verstärkte er den Druck am Hals, und Shulz hörte dieses leise, etwas schnackende Geräusch, als der Dorn aus dem Ring fuhr. Er wusste, was dies bedeutete, wollte schreien, da stach der andere schon zu.

Der Mönch richtete sich auf und verschwand mit wehender Kutte durch die nicht verschlossene Eingangstür des Gasthauses.

Zurück ließ er Godfrey Shulz, der wie tot auf dem Rücken lag, aber nicht gestorben war.

Er konnte sich bewegen, trotz des Drucks an seinem Hals, und er konnte auch aufstehen.

Alles in ihm war in einem so starken Aufruhr, dass er nicht mehr an die Nadel dachte, die ihn erwischt hatte.

Brutal wurde er daran erinnert, als er mitten in der Bewegung umfiel. Er streckte noch seine Arme aus, um sich am Rezeptionstresen festzuhalten, seine Hände verfehlten das Holz, und Shulz kippte zu Boden, was er nicht mehr bemerkte, denn das konzentrierte Gift hatte bereits bei ihm gewirkt…

***

Ich hatte die Formel einmal gesprochen, und nichts konnte die Worte wieder rückgängig machen. Bisher hatte ich den Druck des anderen Körpers im Rücken gespürt, das war vorbei, als Gabriela in die Höhe schnellte, sich drehte und anfing zu schreien. Dabei lief sie rückwärts, streckte mir ihre Arme entgegen, wedelte mit den Händen und rief immer wieder das gleiche.

»Was hast du gemacht? Was hast du nur gemacht, du Verdammter! Du hast es missbraucht. Sie werden kommen und dich vernichten. Die Abgründe öffnen sich!«

Die junge Frau war völlig außer sich. Auch mich hatte nichts mehr auf meinem Platz gehalten, denn die gesprochene Formel schaffte es tatsächlich, die Magie aus dem Felsen der Erleuchtung zu holen, die in ihm steckte.

Ich musste schon laufen, um so rasch wie möglich außerhalb der magischen Zone zu gelangen. Erst da blieb ich stehen, sah das Kreuz an und auch das rote Leuchten.

Doch nicht das gesamte Kreuz war davon erfasst worden, nur das Allsehende Auge, das ich durch den Spruch aktiviert hatte. Es leuchtete in der gleichen grellen Farbe wie das große Auge auf dem Boden.

Selbst das Dreieck war davon nicht verschont geblieben, so konzentrierten sich beide auf die gewaltige Magie, die ich aus der Erde abgerufen hatte.

Gabriela und ich standen uns gegenüber. Nur das große Allsehende Auge trennte uns beide. Der rötliche Schein umflorte uns. Die Griechin hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen, als könnte sie den Schrecken nicht mehr mit ansehen, der im Innern des Felsen aufbrodelte und die Erde zum Kochen brachte.

Etwas erschien innerhalb des Trichters und stieg, von meiner weißen Magie angelockt in die Höhe.

Pegasus! Niemand hätte das geflügelte Pferd stoppen können.

Das wollte ich auch nicht, ich wollte nur sehen, wie es zusammen mit seinem Reiter reagierte.

Und es kam immer näher! Ich spürte einen gewaltigen Ansturm, der auch von Gabriela wahrgenommen wurde, denn sie duckte sich am Rande des Dreiecks stehend zusammen und drehte mir den Rücken zu.

Pegasus war da! Das Rauschen nahm noch zu, die schneeweißen Flügel öffneten sich, und plötzlich hatte es sein Gefängnis verlassen.

Ich duckte mich und lief in dieser Haltung einige Schritte zur Seite, denn das Pferd hielt seinen Kopf gesenkt, und sein Horn hätte mich fast noch erwischt.

Es huschte vorbei.

Der Schlag seiner Flügel war immens. Starker Wind packte mich und hätte mich fast von den Beinen gerissen, so aber stützte ich mich noch am Boden ab, drehte mich und schaute hoch in den Himmel, wo sich mir ein prächtiges Bild bot.

Der Reiter und das geflügelte Pferd jagten den kalt glänzenden Gestirnen entgegen.

Vielleicht hätte man das Wort göttergleich verwenden können, so ähnlich wirkte es. Ungemein kraftvoll, schön und prächtig anzusehen, aber gefährlich, wie ich wusste.

Ich war fasziniert.

Ebenso wie Gabriela, die nicht wusste, ob sie Angst haben sollte oder nicht.

Sie stand da, hatte eine Hand schützend vor ihr Gesicht gelegt und hielt den anderen Arm ausgestreckt.

Möglicherweise sah sie das geflügelte Pferd zum erstenmal und war deshalb so geschockt. »Das ist Dochonios!« rief sie laut. »Ich habe ihn gesehen, ja, ich habe ihn gesehen. Ihn, der den Pegasus hat zähmen können. Es gibt ihn, es gibt ihn!« Nichts hielt sie mehr auf ihrem Platz.

Sie lief um das große Dreieck herum und auf mich zu, so dass ich sie auffangen konnte.

»Mädchen«, sagte ich. »Bleib ruhig. Keine Panik. Es ist vorbei.«

Gabriela zitterte am gesamten Leib.

Ich schaute über sie hinweg, sie war wesentlich kleiner als ich und sah, dass die rötlichen Umrisse des großen Allsehenden Auges allmählich verblassten und der Fels seine alte Farbe zurückbekam.

Durch die Formel hatte ich den Pegasus befreit. War es mir auch gelungen, das Gefängnis für alle. Zeiten wieder zu verschließen? Ich wollte nachschauen.

Als ich mich innerhalb des Dreiecks bewegte, spürte ich nichts mehr.

Auch mein Kreuz reagierte nicht. Im normalen Silberglanz lag es auf meiner Handfläche.

»Was hast du getan?« Ich hörte Gabrielas Stimme und drehte mich um.

»Nichts.«

»Du bist ein Bruder und hast alles zerstört.«

»Wenn es schlecht gewesen ist, habe ich recht getan«, erwiderte ich und verließ die Zone.

Sie schüttelte den Kopf. »Du kannst dich nicht gegen die Loge der Mystiker stellen. Niemand kann es. Die Strafe der Psychonauten wird jeden erreichen und vernichten.«

»Und das stimmt!« hörten wir eine laute Stimme, die uns entgegenhallte.

Mit einem Schrei auf den Lippen wich Gabriela taumelnd vor mir zurück und erstarrte schon nach wenigen Schritten, als sie die Gestalt des Mönches sah, der sich wie eine düstere Figur von dem ebenfalls dunklen Untergrund abhob.

Er sah schon zum Fürchten aus, denn auf seiner Stirn glühte das, von dem wir bisher immer nur gesprochen, es aber nicht gesehen hatten.

Das dritte Auge! Das war kein Zyklop, denn er besaß noch seine beiden normalen Augen.

Aber das dritte, das direkt unter einer dünnen Hautschicht an der Stirn lag, leuchtete wie ein roter, an den Rändern leicht schimmernder Kreis.

Das also war das Auge des Wissens, der geheimen Künste, der Kreativität. Es wurde von Pegasus gefördert. Man konnte darüber streiten, ob es tatsächlich besser war, wenn der Mensch alles wusste, aber die Loge der Mystiker strebte dieses Ziel nun einmal an.

Auch Gabriela war überrascht, und sie hatte den ersten gelinden Schock erst jetzt überwunden. Ich spürte ihre Handflächen an meinen Armen entlang schaben.

»Skation!« hörte ich sie flüstern. »Das ist Skation. Ich kenne ihn. Er gab mir den Auftrag, dich zu morden.«

Obwohl sie sehr leise gesprochen hatte, waren ihre Worte von Skation gehört worden. »Sie hat recht. Innerhalb der Loge nennt man mich Skation, den Unbesiegbaren. Ich besitze das Auge des Wissens, das Allsehende Auge, und ich habe auch den Auftrag, Verräter bestrafen zu dürfen. Ich, der Unbesiegbare.«

Gabriela wollte etwas für mich tun, denn sie stellte sich vor mich.

»Nein, Skation, das kannst du nicht. John Sinclair ist kein Verräter. Er ist ein Bruder von uns.«

»Nein – ein Feind!«

»Aber er…«

Ich legte meine Hand auf die Schultern der jungen Griechin. Sie verstand die Geste und sprach nicht mehr weiter. »Du wirst ihn nie überzeugen können«, erklärte ich. »Er ist einfach zu eingefahren in seinen Bahnen. Nicht wahr?«

Von Skation bekam ich keine Antwort. Dafür ging Gabriela zurück und stellte sich neben mich. Sie wollte nur beobachten. Ihrem heftigen Atem entnahm ich, dass sie Furcht hatte. Dieser Ort, wo sie sich mit

Kostos getroffen hatte, war plötzlich zu einem Feindesland für sie geworden, und sie fühlte sich unwohl.

Ich sah von Skation nicht viel. Der Mantel wallte um seine Gestalt.

Das Gesicht war ebenso bärtig wie das des ermordeten Kostos. Nur das Auge leuchtete matt. Es war gleichzeitig ein unruhiges Gebilde, das nie stillstand und von innen, aus der Tiefe des Kopfes immer mehr Nachschub bekam.

»Bist du tatsächlich unbesiegbar?« fragte ich ihn.

»Ja. Keine Kugel kann mich töten. Kein Messer kann mich vernichten. Ich habe die Sperren überwunden, an denen die meisten Menschen scheitern. Das Auge gibt mir die Macht.«

»Und wenn die Kugel das Auge trifft?«

»Wird sie verglühen!« Er hatte mir mit einer so großen Selbstverständlichkeit geantwortet, dass ich nicht einmal an seinen Worten zweifelte. Unbesiegbar.

Dieses Wort gefiel mir überhaupt nicht. Ich kannte auch niemand, der unbesiegbar war. Selbst Xorron, der es einmal von sich angenommen hatte, war es nicht.

Wenn Skation so sprach, war er darauf aus, es zu beweisen.

Wahrscheinlich blieb mir nichts anderes übrig, als gegen ihn zu kämpfen.

»Du kannst es versuchen! Trägst du eine Waffe bei dir?«

»Eine Pistole! Sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Die wirken etwas anders als normale Geschosse.«

Er lachte mich an und aus. »Ich kenne die Magie der Silberkugeln. Sie wirken tatsächlich, wenn du dich gegen das Böse stellst. Aber ich bin kein Vampir und auch kein Werwolf. Das solltest du inzwischen bemerkt haben. Ich bin ein Wissender.«

»Der auch mordet!« fuhr ich ihm in die Parade.

»Um gewisse Dinge erreichen zu können, müssen eben Opfer gebracht werden. Das war immer so, das wird auch immer bleiben. Und jetzt ziere dich nicht, Fremder…«

»Aber er ist tatsächlich unser Bruder!« rief Gabriela dazwischen.

»Auch er kennt das Allsehende Auge…«

»Viele kennen es…«

Ich hatte meine Waffe gezogen und war noch zwei Schritte näher an ihn herangegangen. So konnte ich das Auge besser erkennen. Er hatte tatsächlich die Form eines Dreiecks, das in seinem Innern stärker leuchtete als außen.

Er tat nichts, um mich an einem Schuss zu hindern. So konnte ich stehen bleiben, den Arm heben und sehr genau mit der Beretta zielen.

Trotz der Dunkelheit traute ich mir zu, mein Ziel zu treffen, da es sich sehr deutlich abhob.

»Schieß!«

Ich zögerte, weil ich Gabriela sah, die die Hände rang, als wollte sie im letzten Augenblick ein Abdrücken verhindern.

Ich schaute sie an und schüttelte den Kopf. Dabei wusste ich jetzt schon, dass die Kugel ihm nichts anhaben würde. Er wollte sich nur beweisen.

Diesen Gefallen tat ich ihm.

Dann zog ich durch! Es war ein gut gezielter Schuss. Soviel ich erkennen konnte, hatte ich ins Auge getroffen.

Ein Volltreffer, der einen normalen Menschen von den Beinen geholt hätte, nicht aber den Unbesiegbaren. Er wurde nicht einmal durchgeschüttelt, stand wie ein Fels in der Brandung auf dem Fleck, hatte sich um keinen Millimeter gerührt und schien dem Zischen nachzulauschen, das innerhalb seines Kopfes aufsprühte.

Aus dem Auge sprühte es wunderkerzenartig hervor. Der Mann ging zwei Schritte zurück, er drehte sich zur Seite, und für einen Moment sah es so aus, als würde er tatsächlich fallen. Doch Skation hatte nur ausgeholt, um seinen rechten Arm schräg und lanzenartig in den dunklen Himmel zu stoßen.

»Unbesiegbar!« schrie er mit einer wahren Löwenstimme. »Unbesiegbar! Die Kraft des Pegasus ist auf uns übergegangen. Das Wissen, das Sehen, das Erkennen macht unbesiegbar. Was ist eine Kugel gegen mich, den Unbesiegbaren? Was sind Waffen, die von Menschen erfunden wurden? Nichts, gar nichts, ich bin es, der weiter kämpft. Ich bin es auch, der dich gelockt und nun noch etwas bei dir gut hat. Nicht wahr, Bruder?« höhnte er und dachte wohl, dass ich vor Furcht vergehen würde, weil meine Kugel in seinem Kopf verglüht war.

Ich dachte nicht daran, mich so sehr beeindruckt zu zeigen. Es war mir im Prinzip egal, aber das schien Skation nicht zu bemerken.

»Nicht wahr, Bruder? Ich habe doch recht, oder sollte ich mich irren?«

»Es kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Wer zum Schluss der Sieger ist.«

Der Mönch lachte und breitete die Arme aus. Der Kuttenstoff machte diese Bewegung mit, so dass der Mann wie eine Fledermaus wirkte.

»Mich nennt man den Unbesiegbaren, und deshalb werde ich auch übrigbleiben. Nun zu uns, du hast deinen Spaß gehabt, Bruder. Ich möchte ihn ebenfalls haben. Bist du einverstanden?«

»Natürlich bin ich das!«

»Vorsicht, John«, wisperte Gabriela warnend. »Er ist immer besser als andere.«

Skation nickte. »Ich freue mich, dass du so denkst. Von einem Bruder habe ich auch nicht erwartet, dass er sich zurückzieht. Ich habe mir

folgendes ausgedacht. Es wird einen Kampf zwischen uns beiden geben. Ist das fair?«

»Bis jetzt ja.«

»Nein!« Wieder mischte sich Gabriela ein. »Du musst ablehnen, John. Er ist dir über.«

»Las uns doch.« Ich kam mir vor wie Old Shatterhand, als er gefangengenommen worden war und auf seine Kampfprüfungen wartete. Er und Winnetou waren anschließend Blutsbrüder geworden.

Das würde mir mit Skation bestimmt nicht passieren.

Der Mönch nickte. »Überlässt du mir die Wahl der Waffen, Bruder?«

»Ich bin so frei!«

Er deutete eine spöttische Verbeugung an. »Dann darf ich mich bei dir herzlich dafür bedanken. Ich will nicht unfair sein, wenn ich sage Pistole oder Messer. Es hat einfach keinen Sinn, da ich unbesiegbar bin. Wir nehmen die Fäuste, die bloßen Hände.«

»Das ist gut!«

»Da ist ein Trick dabei!« flüsterte Gabriela. »Du musst Acht geben, John!« Skation freute sich darüber, dass ich so dachte. »Schön, wir bleiben bei den Fäusten, aber eines will ich dir noch sagen. Ich hatte dir vorhin einen Vorteil verschafft, als du auf mich geschossen hast, Bruder. Bei diesem Kampf werde auch ich einen kleinen Vorteil besitzen. Er hob die Hand an und ballte sie zur Faust. Kennst du ihn?«

»Den Ring?«

Er nickte. »Das ist der Pegasus-Ring, und er ist mit einem besonders feinen Gift gefüllt. Ich werde ihn bei unserem Kampf aufbehalten. Du hattest vorhin die Waffe, ich nehme den Ring, Bruder. Du kannst nur noch bestimmen, wann wir anfangen sollen…«

»Das gewinnst du nie, niemals!« Gabriela war außer sich. Sie schüttelte den Kopf, lief auf den anderen zu und bat in meinem Namen um eine Verlegung des Kampfes oder um Gnade.

Skation interessierte das nicht. »Wenn ich mit ihm fertig bin, kommst du an die Reihe!« versprach er und wischte sie kurzerhand zur Seite wie ein lästiges Insekt.

Gabriela hatte Glück, dass sie nicht fiel. Ihre Besorgnis um mich war echt. Ich wollte sie nicht weiter beunruhigen und sagte: »Las es sein, Gabriela. Auch der Unbesiegbare hat eine schwache Stelle, die ich herausfinden werde.«

Da lachte Skation nur und schüttelte leicht den Kopf. Seinen Arm hob er so weit an, dass sich die Faust ungefähr auf einer Höhe mit dem Kinn befand.

Dass er den Kontakt betätigte, bekam ich nicht mit. Ich sah nur, wie das Horn aus der Ringplatte in die Höhe stieß und für einen Moment silbrig leuchtete.

»Das ist meine Waffe!«

»Ja, du willst mich vergiften, Skation. Bevor wir kämpfen, gib mir eine Minute Zeit.«

»Sie sei dir gewährt«, erwiderte er großzügig.

»Auch ich möchte mich wehren können, aber nicht mit einem Messer oder einer Pistole. Ich habe da zufällig etwas bekommen. Da ich ja ein Bruder von euch bin oder zumindest mit diesem Begriff angesprochen werde, ist meine Waffe ebenfalls legitim.« Während der Erklärung hatte ich in die rechte Tasche gegriffen und den Ring hervorgeholt. Mein Gegner konnte ihn noch nicht sehen, weil ihn die Handfläche verdeckte.

Ich ließ mir auch eine gewisse Zeit, streckte den Arm aus und machte gleichzeitig einen Schritt auf ihn zu. Als ich stehen blieb, öffnete ich die Faust.

»Das ist meine Waffe!«

Skation erstarrte. Sogar sein drittes Auge schien dunkler geworden zu sein, so sehr hatte ihn der Schock getroffen. »Das kann doch nicht wahr sein!« flüsterte er. »Verdammt, was ist…?«

»Ein Ring!«

»Woher hast du ihn?«

Ich hob die Linke und lächelte. Eine Erklärung bekam er von mir nicht.

»Hast du mich nicht einen Bruder genannt?« fragte ich ihn. »Wir als Brüder dürfen doch die gleichen Waffen besitzen, oder nicht?«

Er schluckte einige Male, bewegte unruhig die Hände und hörte Gabrielas Lachen.

»Ich weiß es. Ich weiß, woher er den Ring hat!« Sie schlug gegen ihre Stirn, sprach zum Glück nicht weiter, aber Skation wusste auch so, wo ich ihn herhatte.

»Es war der Ring, durch den du dein Leben aushauchen solltest!«

»Genau!«

Sein Gesicht war bisher ziemlich glatt geblieben. Auch der Bart verdeckte viele seiner Reaktionen und Gefühle, die sich sonst abzeichneten. Jetzt aber stieß er einen Fluch aus, bevor er mich ansprach. »Für Menschen ist das Gift in diesem Ring tödlich. Absolut tödlich. Das habe ich auf dem Weg hierher bewiesen. Jemand hat mir von den Felsen der Erleuchtung berichtet. Aber er hat es nicht mehr überlebt. Ich fand ihn…«

»War es mein Begleiter?«

»Ich fand ihn im Gasthof.«

»Für diesen Mord wirst du bezahlen, Skation. Noch hast du den Kampf nicht gewonnen.«

Er hob seinen Blick und schaute mich an. Was das sollte, wusste ich nicht. Vielleicht wollte er sich selbst einen inneren Kraftstoß geben.

Jedenfalls bewegte er sich zur Seite, stieß dabei seine ringbewehrte

Hand vor und sagte: »Komm endlich! Fang an!«

Wenn er damit rechnete, dass ich wie ein Wilder gegen ihn stürmen würde, so hatte er sich getäuscht. Ich blieb ruhig, locker und cool bis in die Zehenspitzen.

Welche Ausbildung dieser Mönch hinter sich hatte, war mir nicht bekannt. Ich wusste nur, dass ich mich auf meine Kampftechniken verlassen konnte. Dabei war es fraglich, ob der Kerl sie alle beherrschte, denn er verließ sich mehr auf andere Kräfte.

Und er wich mir aus.

Als er sich bewegte, wirkte es wie eine Flucht, zudem drehte er mir noch den Rücken zu. Dann erkannte ich, dass er eine bestimmte Position einnehmen wollte.

An der Spitze des großen Dreiecks, in dem sich das Allsehende Auge befand, blieb er stehen. Ich befand mich praktisch in Höhe der Grundlinie und schaute mir das Zentrum dieser Magie an. Der Wind blies mir ins Gesicht.

»Komm schon, Bruder! Ich warte auf dich!«

»Es ist deine Sache!«

Und er kam! Er schritt in das Dreieck hinein, bis zum Auge hin, in dessen eingehämmerter Pupille er stehen blieb und auf mich wartete. Er starrte mich an, seine Augen leuchteten, und sein drittes Auge verblasste plötzlich unter der dünnen Haut.

Die rote Farbe zog sich zurück, auch das gelbe Flimmern am Rand war nicht mehr zu sehen, statt dessen zeigte es ein blasses schmutziges Grau, als wäre seine Kraft durch das große Auge, in dem er stand, abgesaugt worden.

Der Vorgang faszinierte mich, und so beobachtete ich den anderen weiter.

Hinter mir klang die Stimme der Griechin auf. »Er holt Hilfe, John!«

»Wo?«

»Irgendwo zwischen den Welten. Er hat den Blick, Pegasus Bann ist nicht umsonst…«

Im gleichen Moment strahlte das Auge in ein blendendes Licht auf, als hätte ich mein Kreuz aktiviert. Ich hörte ein leises Lachen, musste mich abdrehen, um selbst nicht geblendet zu werden und als ich wieder sehen konnte, vernahm ich den leisen Ruf der Griechin.

Ich drehte mich um, weil ich dachte, dass sie plötzlich in einer Gefahr steckte.

Dem war nicht so.

Gabriela stand nur da, hatte den Arm ausgestreckt und wies an mir vorbei.

Es war kaum zu fassen. Skation schien tatsächlich unbesiegbar zu sein, denn er hatte noch immer einen Trick auf Lager. Ihm war es gelungen, die Kraft des Allsehenden Auges zu mobilisieren, und sie

hatte tatsächlich einen unheimlichen Vorgang in Gang gesetzt.

Ich hätte es nicht mehr mit einem, sondern mit zwei Gegnern zu tun.

Skation hatte sich verdoppelt! Das war ein Schlag! Die Kehle wurde mir plötzlich trocken, denn die zweite Gestalt war nicht er, obwohl sie genauso aussah.

Es war ihr Geist, ihr Zweitkörper! Dieser Mensch vor mir besaß die Gabe der Bilokation. Er konnte an zwei Orten gleichzeitig sein.

Er hatte tatsächlich das geschafft, von dem andere nur träumen konnten.

Geist und Körper waren getrennt! Ich bekam eine Gänsehaut, denn nun wurde die Sache verdammt gefährlich für mich.

Wen immer ich angreifen würde, es war auch ein zweiter da, der mich vernichten konnte. Und dieser zweite war so etwas wie eine Spukgestalt, ich würde ihn nicht fassen, sondern hindurchgreifen können, und meine Chancen waren tatsächlich gesunken.

»Jetzt können wir kämpfen!« sagte der echte und verließ mit raumgreifenden Schritten das Auge.

Vor mir tauchte er auf. Bevor er den letzten Schritt machte, schaute ich zur Seite, denn auch der Geistkörper hatte sich bewegt.

Nur war er in eine andere Richtung gegangen, er hatte einen Halbkreis geschlagen, damit er in meinen Rücken gelangen konnte.

Das dritte Auge leuchtete nicht mehr. Es hatte seine graue Farbe behalten. Wahrscheinlich war ihm die magische Energie genommen worden, und mein Schlag mit der ausgefahrenen Nadel zielte auf dieses Auge.

Blitzschnell wich Skation aus.

Ich fehlte, musste selbst Acht geben und ließ mich fallen. Dabei drehte ich mich und erwischte ihn, bevor ich mich über die rechte Schulter abrollte, mit einem Karatetritt. Obwohl die weite Kutte der Attacke einiges an Kraft nahm, zeigte der Tritt doch Wirkung, weil es mir gelang, die Aktion meines Gegners zu stoppen.

Er stolperte. Ich hörte ihn fluchen und sah, wie er sich drehte.

Wieder schlug ich zu.

Diesmal mit der Linken, es war günstiger. Er ging in die Knie. Ich behielt genug Distanz, damit er mich nicht erwischen konnte, und hätte jetzt eine Chance gehabt, aber Gabrielas Ruf hielt mich davon ab, alles zu entscheiden.

Skations Zweitkörper war einfach zu dicht hinter mir. Mit einem Sprung zur Seite konnte ich mich retten, so wurde ich nicht erwischt, drehte mich wieder, hörte das harte Lachen und stellte mich abermals.

Skation rappelte sich hoch.

Er fühlte sich schon als Sieger, denn diesmal griff nicht er ein, sondern sein Geist.

Ein flach wirkendes Gebilde, nur zweidimensional. Es hatte

überhaupt keine Tiefe.

Sehr vorsichtig kam er und natürlich auch lautlos. Er ließ mich nicht aus dem Blick. Auch sein Gesicht besaß drei Augen, wobei das dritte nur mehr zu ahnen war. Als er angriff, stemmte ich mich ihm entgegen, drehte mich vom Giftstachel weg, packte ihn an der Schulter und fasste natürlich hindurch.

Ich spürte nur etwas von der Kühle, die dieser verfluchte Geist ausstrahlte.

Skation lachte laut. Er freute sich. Es würde ein Kampf werden, bei dem ich tatsächlich auf verlorenem Posten stand, da nutzte mir auch meine außergewöhnliche Waffe nichts.

Der Geistkörper war schnell. Schneller noch als der normale. Nur eben lautlos, und ich hatte zudem das Gefühl, als würde er über dem Felsen schweben.

Sein Gesicht und seine Gestalt sahen so bleich aus wie grauweißer Nebel. Er drängte mich immer weiter zurück. Ich dachte verzweifelt über eine Chance nach, wie ich ihm beikommen konnte.

Durch mein Kreuz? Mit einem raschen Sprung huschte ich an ihm vorbei. Es sah so aus, als würde ich direkt auf Skation zulaufen. Das stimmte nicht. Ich brauchte nur Zeit, um das Kreuz aus der Tasche zu ziehen.

Als der Zweitkörper sehr nahe an mich herangekommen war und ich schon fast den kalten Hauch spürte, drehte ich mich erst herum.

Ich war ein hohes Risiko eingegangen, das machte sich bezahlt.

Nicht er reagierte, sondern ich.

Das Kreuz löste sich aus meiner Hand. Gleichzeitig hatte ich den Arm noch vorgestreckt, und das Kreuz löste sich blitzschnell und wuchtig von meiner Handfläche.

Die Kette aber hielt ich fest. Ich konnte meine stärkste Waffe nicht einfach aus der Hand geben. Zudem wusste ich nicht, ob sie gegen diesen Geistkörper auch half.

Zumindest traf sie.

Die nächsten Sekunden liefen wie ein Zeitlupenfilm vor meinen Augen ab. Die Loge der Mystiker war darauf aus, Wissen zu erlangen. Ihre Mitglieder gingen dabei, das hatten sie mir selbst erzählt, über Leichen hinweg. Sie, die die große Freiheit und das Wissen der Welt in sich vereinigen wollten, dienten einer Sache, die man dem Menschen nicht überlassen sollte.

Vielleicht auch Schwarze Magie! Und so etwas spürte mein Kreuz, und es reagierte dementsprechend.

Kaum war der Kontakt zwischen dem Geist und meinem Kreuz hergestellt, als es der Geistgestalt im wahrsten Sinne des Wortes an den Kragen ging. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, ein Flammenring aus grellem Licht umgab sie sonnengleich, das dritte

Auge wurde dabei zu einem dunklen Fleck, aber das Allsehende Auge auf meinem Kreuz überstrahlte alles andere mit seinem zerstörerischem Licht.

Es pustete den Geist um.

Nichts blieb mehr zurück. Keine Wolke, kein Rauch, nur das Kreuz fiel wieder in meine griffbereite Handfläche, und ich drehte mich um, weil ich jetzt nur noch einen Gegner vor mir hatte.

»Unbesiegbar?« fragte ich ihn laut und deutlich. »Bist du tatsächlich unbesiegbar?«

Er starrte mich an. Ich hatte das Gefühl, als würde es in seinen normalen Augen für einen Moment flackern. Ihn musste einfach das Gefühl der Angst überkommen haben.

»Ich glaube, jetzt stehen die Chancen wieder gerechter«, erklärte ich ihm und setzte mich in Bewegung. Dabei ließ ich ihn auf den Giftstachel schauen. »Wirst du diesem verdammten Gift auch entgehen können, Skation? Bist du stark genug?«

Er war es wohl nicht, sonst hätte er nicht zu einem schmutzigen Trick zu greifen brauchen.

Bevor ich es noch verhindern konnte, huschte er von mir weg und lief auf das Mädchen zu.

Gabriela hatte bisher nur zuschauen können. Sie hatte gezittert und gebangt, gehofft und gefleht, hatte mich auch siegen sehen und musste nun erleben, dass sie ebenfalls in diesem Kreislauf mit hineingezogen werden sollte. Skation packte sie.

Es war ein brutaler wilder Griff, der die junge Frau dem Boden entgegendrückte. Sie konnte sich nicht wehren, wurde wieder hochgerissen, und ich hatte ihr zu Hilfe eilen wollen, was nicht mehr möglich war, denn Skation würgte sie.

Nicht allein das.

Er bedrohte sie auch mit seiner Giftnadel, die sich nur eine Fingerlänge von ihrer Brust entfernt befand.

»Sie wird das nächste Opfer sein!« schrie Skation…

Ich bekam plötzlich große Angst um Gabriela. Dieser Mönch war zu allem fähig. Er überlegte nicht mehr. Ich hatte seinen Doppelkörper vernichtet, er würde durchdrehen und Gabriela töten, wenn sie sich nicht rührte.

Aber noch stieß er nicht zu und auch Gabriela traf keinerlei Anstalten, sich zu wehren.

Steif hing sie in seinem Griff und kam mir dabei vor wie eine Puppe, die durch einen Klammergriff gehalten wurde.

Ich wartete ab.

Sekunden flossen dahin. Der Mönch beruhigte sich wieder ein wenig, obwohl er nach wie vor gefährlich war. »Was willst du?« fragte ich ihn.

»Dich!«
»Du hast mich.«
»Das stimmt nicht ganz. Ich will dich töten!«
Ich nickte ihm zu. »Das verstehe ich sogar. Aber weshalb lässt du Gabriela nicht los. Was hat sie dir getan?«
»Sie ist meine Sicherheit!«
»Wenn du sie laufen lässt, verspreche ich dir, dass ich mich dir stelle. Wir werden den Kampf weiterführen…«
»Ja, aber nach meinen Bedingungen.«
»Haben wir das nicht schon getan?«
Er schüttelte den Kopf. »Nur zum Teil. Es geht mir um den Ring. Ich will, dass du ihn abnimmst und fortschleuderst!«
»Ach, so ist das«, sagte ich und nickte. »Das hätte ich mir ja schon fast denken können.«
»Klar. Gehst du auf meine Bedingungen ein? Du hast nicht mehr viel Zeit zum Überlegen.«
Ich schaute ihn an. In seinem Gesicht konnte ich nicht erkennen, was er dachte. Ausdruckslos blieben seine Züge. Aber ich ging davon aus, dass er Gabriela ohne Rücksicht töten würde, wenn ich ihm nicht zu Diensten war.
»Spielst du nun mit?«
»Gut, ich werde um Gabrielas Willen meinen Ring abgeben. Bist du dann zufrieden?«
»Das wollte ich.«
Den Satz hatte ich nicht ohne Hintergedanken gesagt. Und ich hatte Skation auch nicht umsonst so lange hingehalten, denn mir war etwas aufgefallen, das er nicht sehen konnte.
Hinter ihm und hoch am Himmel, fast zwischen den Gestirnen, so jedenfalls wirkte es auf mich, bewegte sich etwas. Kein Stern, kein Planet, keine Sternschnuppe, sondern ein Gegenstand, den ich kannte.
Zwei Lebewesen.
Ein Pferd und dessen Bezwinger! Dochonios und Pegasus kamen aus der Höhe. Warum sie es taten, ob sie einen Ruf erfahren hatten, das alles wusste ich nicht. Ich rechnete aber damit, dass sie ein- und angreifen würden.
Noch war nichts zu hören. Nicht das Rauschen des Windes oder der Flügel.
Pferd und Reiter boten zusammen ein faszinierendes Bild, wie es kein Maler der Welt besser vor diesem nächtlichen Himmelshintergrund hätte zeichnen können.
Ich musste jetzt genau timen. Hinzu kam noch eine Unsicherheit, da ich nicht wusste, was der andere vorhatte. Stellte sich Pegasus gegen mich oder gegen den Mönch? »Es dauert mir zu lange!« erklärte der Mönch. Er brachte die Nadel noch näher an den Körper des Mädchens

heran, und ich hob die rechte Hand, um ihn zu beruhigen.

»Schau zu. Du kannst sehen, wie ich den Ring abnehme.«

»Ja, beeil dich!«

Ich blieb trotzdem bei meiner langsameren Reaktion und streifte den Ring mit einer entsprechenden Geschwindigkeit ab.

Skation beobachtete mich dabei. Er musste ja sein Image des Unbesiegbaren aufbessern.

Schließlich hatte ich den Ring vom Finger gestreift und hielt ihn triumphierend hoch, damit der andere ihn auch erkennen konnte.

»Da ist er!«

»Das sehe ich!«

»Gut, dann werde ich ihn jetzt wegschleudern!«

»Nein!« widersprach Skation entschieden. »Das wirst du auf keinen Fall, Bruder! Er ist viel zu wertvoll, um weggeschleudert zu werden. Du wirst ihn noch brauchen.«

Ich wunderte mich.

»Auf einmal?«

»Ja, Bruder. Du brauchst ihn für dich!«

»Wieso?«

»Du sollst das für mich erledigen, was ich eigentlich vorgehabt habe. Wozu du mich aber nicht hast kommen lassen. Du wirst den Ring nehmen und dir den Stachel in den Hals stoßen. Hast du verstanden?«

»Das habe ich.« Meine Stimme klang leicht belegt.

»Und wenn du es nicht tust, stirbt meine kleine Gabriela. Du hast die Wahl, edler Retter!«

In den letzten Sekunden waren bei mir sämtliche Zweifel beiseite geräumt worden. Da hatte dieser Mensch tatsächlich bewiesen, wie faul und hohl er innerlich war. Dass er keinen Charakter besaß, dass er über Leichen ging, wenn es zu seinem Vorteil diente. Er wollte Menschen opfern, er sprach sich selbst das große Wissen und die immense Weisheit zu. Aber Menschen, die beides besaßen, für die war ein Menschenleben noch wertvoll. Die warfen es nicht einfach weg.

Schließlich ist das Leben eines Menschen das höchste Gut, das es gibt.

Er lachte mich an. Hämisch und gemein klang diese Lache. »Damit hast du wohl nicht gerechnet – oder?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Siehst du, Bruder. Und deshalb nennt man mich auch den Unbesiegbaren. Es gibt keinen, der besser ist als ich. Bisher habe ich immer gewonnen, das werde ich auch fortsetzen, darauf kannst du dich verlassen!«

»John…« Zum erstenmal seit ihrer Geiselnahme sprach Gabriela.

»John, ich bitte dich, tu es nicht. Du wirst doch meinetwegen nicht in den Tod gehen, John…«

Ich schwieg, schielte aber an den beiden vorbei und suchte den am Himmel schwebenden Pegasus und seinen Reiter.

Er war verschwunden! In mir zerbrach eine Hoffnung. Ich hatte damit gerechnet, dass er eingreifen würde. Wie es aber jetzt aussah, konnte ich mir diese Hoffnung abschminken.

»Ich warte nicht mehr!«

Meine freie Hand hob ich an. »Gut, Skation. Ich habe mich entschieden.«

Er ließ mich nicht ausreden. »Wie lautet sie?«

»Ich stoße mir die Nadel in den Hals!«

Vielleicht wäre er vor Freude in die Höhe gesprungen, aber er musste seine Geisel halten. So sah ich nur, wie er vor Spannung zitterte und seine Augen einen kalten Glanz bekamen. Er war innerlich aufgewühlt, denn er stand dicht vor dem vielleicht größten Sieg in seinem Leben.

»Ich mache es jetzt, und du kannst dabei zuschauen«, erklärte ich ihm.

»Dann los!«

Gabriela wollte etwas sagen, aber sie fand einfach nicht mehr die Kraft, um die entsprechenden Worte zu formulieren. Wahrscheinlich war es für sie unbegreiflich, dass der Mann, den sie hatte ermorden wollen, für sie in den Tod gehen wollte.

Ganz so war es nun auch nicht. Es gibt Menschen, die in ihrer Euphorie einfach über das Ziel hinausspringen. Und so kam mir auch Skation vor.

Er schaute mich starr an und sah auch, dass sich die Nadel auf meinen Hals zubewegte.

Ich zuckte zusammen, sah seinen triumphierenden Blick und streckte meinen Körper in die Höhe. Den rechten Arm brachte ich auf meinen Rücken, ging zwei, drei Schritte zur Seite weil die Kraft aus meinem Körper floss und die Knie mein Gewicht nicht mehr halten konnten.

So jedenfalls sah es aus. Ich hoffte stark, dass mir Skation diese Schau auch abnahm.

Zugestoßen hatte ich zwar, aber nicht mit der Nadel. Auf dem Weg zum Hals hatte ich den Kontakt wieder gedrückt, so dass die Spitze in der Ringplatte verschwunden war.

Getroffen hatte mich nur der Ring selbst. Und da ich ihn durch die Hand abdeckte, hatte der Mönch auch meinen Trick nicht durchschauen können.

So hoffte ich jedenfalls…

Noch rührte er sich nicht. Wie angewachsen standen er und seine Geisel auf dem Fleck.

Die junge Frau glaubte daran, dass ich mich für sie getötet hatte.

Sie beweinte bereits mein Schicksal.

Ich hoffte nur, dass ich gut genug schauspielerte. Nach dem dritten Schritt Versuchte ich noch einen vierten, setzte den Fuß bereits auf, da verließ mich die Kraft.

Ich knickte zusammen, als hätte man in meinen Beinen eine wichtige Ader durchgetrennt. Plötzlich lag ich am Boden, wollte mich wieder in die Höhe stemmen, das gelang mir nicht.

Dabei produzierte ich ein Röcheln, das den Mönch anmachen musste.

Ich hörte sein Lachen und die geflüsterten Worte, die ich nicht verstand.

Als er seine Geisel von sich wegschleuderte, wusste ich, dass ich gewonnen hatte.

Schleichend kam er auf mich zu. Er ging wie eine Katze, die sich an einen fremden Fressnapf heranmacht. Misstrauisch bis in die Knochen, sich dabei noch nach allen Seiten umblickend.

Ich schielte zu ihm hoch. Das Risiko war für mich noch immer verdammt groß. Wenn er zu früh merkte, dass ich ihn geleimt hatte, konnte es noch einmal lebensgefährlich werden.

Ich spie aus, keuchte, versuchte noch einmal, hochzukommen, blieb aber liegen.

»Ja, das Gift wirkt«, sagte er, als er neben mir stehen blieb. »Ich bin nicht zu besiegen!«

Da griff ich zu.

Jetzt oder nie, hatte ich gedacht, umfasste seinen linken Fußknöchel, riss daran und hörte ihn vor Überraschung schreien. Er ruderte mit den Armen, wollte das Gleichgewicht halten, schaffte es nicht mehr, denn der zweite Ruck beförderte ihn von den Beinen.

Er fiel auf den Rücken und blieb liegen. Ob er geschockt war oder nicht, konnte ich nicht sagen, jedenfalls bereitete es ihm Mühe, wieder hochzukommen.

Ich war schneller.

»John!« Gabriela stieß den Ruf der Überraschung aus. Sie starrte mich an, als wäre ich von den Toten auferstanden. So ähnlich musste es ihr auch vorkommen.

»Bleib ruhig, Mädchen«, sagte ich und kümmerte mich um Skation. »Wer zuletzt lacht, schafft auch den angeblich Unbesiegbaren«, erklärte ich ihm und riss ihn hoch.

Er war so überrascht, dass er nicht daran dachte, seinen teuflischen Ring einzusetzen.

Ich machte es wie der Boxer im Ring, der mit dem letzten Schlag alles klären wollte. Ich rammte die Faust gegen seinen Kopf und traf genau die Stelle zwischen die Augen.

Ein wirklicher Volltreffer, der den Mönch von den Beinen holte.

Bewusstlos war er mir lieber.

Doch es gab noch einen anderen, der in diesem Spiel mitmischen

sollte.

Dochonios hatte ich in den letzten Minuten nicht mehr gesehen, nun aber bewies er mir, dass er noch vorhanden war. Er musste im Schatten des Pinienwaldes und am Hang gelauert haben, denn sein geflügeltes Pferd schob sich mit ihm auf dem Rücken über den Rand des Plateaus hinweg.

Wieder lief vor unseren Augen ein beeindruckendes Bild ab. Vom Rauschen der schneeweißen Flügel war nur wenig zu hören, als sich die gewaltige Mythengestalt über die Kante schob.

Ich sah den Kopf, das lange Horn, das herrlich weiße Fell, die Flügel und den Reiter.

Dochonios wurde er genannt. Ein Krieger, vielleicht aus der Zeit, aus der auch Pegasus stammte.

Diesmal hatte er sein Schwert gezogen. Die Klinge war nicht sehr lang, dafür aber breiter als ein gewöhnliches Schwert. Was er vorhatte, wusste ich nicht. Ich konnte mich auch nicht entschließen, ihn als Freund oder als Feind zu betrachten.

Auch Skation hatte ihn gesehen. Mein Schlag war hart gewesen.

Er hatte den. Mönch von den Beinen gerissen, ihn aber nicht ins Reich der Träume geschickt.

So sah er Pegasus ebenfalls.

Er kam wieder auf die Füße. Dabei bewegte er sich wie ein Betrunkener, der es noch nicht schaffte, das Gleichgewicht zu halten.

Einen Arm hielt er ausgestreckt. Für Gabriela und mich hatte er keinen Blick mehr. Ihn interessierte allein Pegasus.

Das geflügelte Pferd hatte es geschafft und sich so weit über die Kante geschoben, dass es auf der Felsplatte würde laufen können.

Genau das tat es nicht.

Einmal bewegte es beide Flügel. Dieses kurze Flattern reichte aus, um es so hoch zu bekommen, dass es über dem Boden schwebte.

Für einen Moment schaute der Reiter nach vorn. Ich hatte das Gefühl, als würde er sich allein auf den Mönch konzentrieren.

Das tat er auch.

Skation dachte, dass ihn ein Freund besucht hätte. Er rannte auf das Wesen zu. Sein Gang war torkelnd, er schrie das Pferd und den Krieger an, aber das Tier hatte seine eigenen Pläne.

Es flog Skation entgegen, wuchs gewaltig vor ihm auf, bewegte noch einmal seinen Kopf und hatte plötzlich die richtige Distanz für einen Stoß bekommen.

Die Gefahr bemerkte Skation im letzten Augenblick. Er warf sich noch zur Seite, es war zu spät. Ich hörte ihn schreien, das Horn traf ihn auch, wuchtete ihn sogar hoch. Blut spritzte, Stoff riss, aber der Mann wurde nicht aufgespießt. Er rollte über den Fels, überschlug sich dabei und blieb fast am Rand des Plateaus liegen.

Ich rechnete damit, dass sich Pegasus mich als nächstes Opfer aussuchen würde.
Das stimmte nicht.
Beide nahmen keine Notiz von mir. Vor meinen Augen schwang das geflügelte Tier herum, und der Reiter beugte sich nach rechts.
»Lauf, Gabriela!« brüllte ich.
Es war zu spät. Pegasus war schneller, und Dochonios besaß die richtige Kraft. Mit einem Griff riss er die Griechin hoch, zog sie an sich, gab einen Schrei ab, und das geflügelte Pferd wurde zu einem wirbelnden weißen Schatten, der in den nachtdunklen Himmel jagte, als wollte er in den Lücken zwischen den Gestirnen verschwinden.
Ich stand da und konnte ihm nur nachschauen.
Alles war bisher gut gelaufen, nur das letzte Kidnapping hatte ich nicht verhindern können.
Kleiner und kleiner wurde Pegasus. Noch einmal hob er sich vor der halbrunden Scheibe des Mondes ab, dann verschwand er endgültig in den Tiefen des Alls.
Zurück blieben ein Toter und ich! Tief holte ich Luft. Wäre ein entsprechender Stein in der Nähe gewesen, ich hätte mich hingesetzt und erholt. So aber blieb ich kurz stehen und ging dann dorthin, wo der tote Mönch lag.
Pegasus hatte also den zweiten aus der Loge der Mystiker getötet.
Irgend etwas stimmte da nicht. Mir hatte man erzählt, dass Pegasus auf ihrer Seite stand. Sie hatten ihn gewissermaßen zähmen können, aber nun wandte er sich gegen sie.
Wieso? Waren sie die Geister, die sie gerufen hatten, nicht mehr losgeworden? Ich hörte plötzlich das pfeifende Atmen. Da ich es nicht ausgestoßen hatte, blieb nur der Mönch.
Ich kniete mich neben ihn und sah, dass es ihn an der Schulter und am Hals erwischt hatte. Dort war alles aufgerissen, und das dritte Auge über den beiden anderen leuchtete nur noch schwach.
So schwach, als wäre es kaum mehr vorhanden.
Je mehr Zeit verstrich, umso schwächer wurde es auch. Ich konnte mir ausrechnen, wann er gar nicht mehr vorhanden war.
»Skation, der Unbesiegbare«, sagte ich leise. »Einmal erwischt es jeden. Auch dich hat es erwischt.«
»Ich weiß…«
»Und?« fragte ich. »Hast du mir nichts mehr zu sagen?«
»Wie sollte ich?«
»Vielleicht könnte ich deinen Mörder finden.«
»Du kannst es nicht vernichten.«
»Weshalb hat es dich getötet?«
Er atmete stoßweise. Manchmal leuchtete das Auge, dann sah ich es überhaupt nicht. »Wir dürfen wohl nicht viel wissen«, flüsterte er.

»Wir dürfen es noch nicht. Aber ich weiß, dass ich gleich sterben werde. Das Wissen wandelt sich zum Fluch. Ich sehe… ich sehe in die Hölle. Neiiinnn …«

Er schrie. Trotz seiner Verletzung fasste ich ihn an und rüttelte ihn durch.

»Ich will Gabriela finden. Wo ist sie? Wo kann er sie hingeschafft haben?«

»Kloster…« Das war sein letztes Wort im Leben. Noch einmal bäumte er sich auf, dann sackte er förmlich ein und blieb liegen.

Kein Atemhauch drang mehr aus seinem Mund.

Und das dritte Auge fiel nach innen. Unter der sehr dünnen Haut zeichnete sich so etwas wie ein Trichter ab, in den alles hineinrutschte, aus dem das Auge bestand.

Als ich mit der Fingerspitze gegen die Haut tippte, zerriss sie wie dünnes Papier.

Ich stand auf.

Einen letzten Blick warf ich noch auf seinen Ring. Es gab ihn zwar noch, aber er war schwarz geworden, und von seiner Oberfläche stiegen dünne, dunkle Rauchfäden.

Ich drehte mich ab und ging. Mein neues Ziel stand fest. Das Kloster! Natürlich wollte ich auf dem schnellsten Weg hin, aber mir fielen Worte ein, die mir der Unbesiegbare gesagt hatte. Durch Shulz wusste er vom Felsen der Erleuchtung, und er hatte mir auch gesagt, dass der Informant nicht mehr lebte.

Ich wollte herausfinden, ob er sich auch an die Tatsachen gehalten hatte.

Deshalb lief ich zuerst in den Ort. Es war kein großer Umweg.

Er hatte mich nicht angelogen. Die Leiche war auch entdeckt worden, denn als ich die Gasse betrat, in der der Gasthof lag, parkte mit kreisendem Blaulicht ein Polizeiwagen vor dem Eingang. Ein Krankenwagen stand schräg daneben.

Beide Fahrzeuge waren von neugierigen Nachtschwärmern umringt. Ich gesellte mich zu ihnen und entnahm ihren Kommentaren, dass man in der kleinen Rezeptionshalle einen toten Engländer gefunden hatte.

Ich atmete innerlich auf. Viel schlimmer wäre es gewesen, hätte man den Toten in meinem Zimmer entdeckt. Da wären die entsprechenden Fragen nicht ausgeblieben.

Es tat mir weh, dass es Shulz erwischt hatte. Er war ein guter Mann gewesen und mein Lebensretter.

Nun ja, sein Mörder lebte auch nicht mehr. Für mich ging es jetzt darum, das letzte Rätsel zu lösen – und, wenn eben möglich, Gabriela zurückzuholen.

Den Weg zum Kloster kannte ich, da ich ihn schon einmal gegangen

war. Es war die offizielle Strecke, die auch von den Touristen genommen wurde. Man hatte die Straße ausgebaut, und mein Leihwagen, ein kleiner Fiat, stand leider noch am Kloster.

Allmählich neigte sich die Nacht auch dem Ende entgegen. Ich war ziemlich fertig und sehnte praktisch den neuen Tag herbei.

Die Morgendämmerung schob sich bereits als hellere, gewaltige Wand über den Himmel. Aber noch hatte die Dunkelheit alles im Griff. Der Weg führte bergauf. Ich folgte den Kurven der Straße, begleitet von dunklen Pinienbäumen und kleinen Olivengärten.

Dann sah ich die Mauern des Klosters. Wuchtig, düster, wie ein Hindernis, das niemand auf der Welt nehmen sollte.

Es brannte kein Licht! Die Mönche liebten die nächtliche Dunkelheit.

Während dieser Stunden war es Besuchern nicht erlaubt, das Kloster zu betreten.

Aber ich würde hineinkommen.

Natürlich war das große Doppeltor verschlossen. In der unteren Hälfte besaß es noch eine nachträglich angebrachte Stahlverstärkung. Jedes Kloster besitzt eine Pforte neben dem normalen Eingang. Hier war es nicht anders. Sie lag in einer Nische versteckt, deren Dunkelheit auch mich schützte, als ich in sie eintauchte, mein Besteck hervorholte und mir das einfache Schloss zunächst einmal anschaute.

Es war leicht zu knacken. Nach einer knappen Minute Dauer hatte ich es geschafft.

Leider quietschte die Pforte in den Angeln, als ich sie nach innen drückte. Zudem schrammte die Tür mit ihrer Unterseite über den Boden und sperrte sich manchmal gegen den Druck.

Ich schob mich in den düsteren Innenhof.

Wer mich jetzt sehen wollte, musste schon verdammt gute Augen oder ein modernes Nachtglas mit Restlicht-Verstärker besitzen.

Das holprige Pflaster war zwar nicht ideal, weil es Stolperfallen bildete, aber ich machte hohe Schritte und kam gut voran.

Der Rundbogendurchgang war ebenfalls verlassen. Tagsüber saß hier ein Mönch und kassierte Eintrittsgelder. Durch den Bogen schob ich mich und gelangte abermals in einen kleinen Hof, den ich ebenfalls schon kannte.

Von hier aus gelangte man in das Innere des Klosters. Mein Blick fiel auch auf die Wehrgänge, die die obere Kante der Mauer bildeten und nur schwach zu erkennen waren.

Auf einem dieser Wehrgänge hatte ich gegen den Mönch gekämpft. Bei der ersten Besichtigung hatte man uns auch die Zellen der Mönche gezeigt. Sie lagen nebeneinander in einem langen Gang.

Die Tür dazu war nicht verschlossen.

Behutsam drückte ich sie auf und riskierte es zum erstenmal, die Lampe einzuschalten. Der helle Lichtfinger glitt über den blanken

Steinboden, der in einem dunklen Rot schimmerte. Die Farbe hatte schon einen Stich ins Violette bekommen.

An der rechten Seite lagen die schmucklosen Zellen. Als Türen dienten zusammengenagelte Holzbretter.

Schlösser gab es nicht.

In jede Zelle schaute und leuchtete ich hinein, und keine von ihnen war belegt.

Das wunderte mich. Hatten die Mönche das Kloster so mir nichts dir nichts verlassen? Wenn ja, aus welchem Grund hatten sie es getan? Bisher hatte ich zwar keine Furcht verspürt, ein gewisses Unwohlsein war dennoch vorhanden gewesen. Und das verstärkte sich, als ich den Gang bis zu seinem Ende durchschritt.

Dort führte eine Wendeltreppe aus ebenfalls rotem Stein in die Höhe bis zu den Wehrgängen.

Sie waren ebenfalls leer. Ich sah auch keine Fußspuren. Überhaupt herrschte im gesamten Kloster eine drückende Stille, die mir überhaupt nicht gefiel.

War es die Stille des Todes, die endgültige? Ich ging bis zu den Wehrgängen hoch, wo ich zwar über das Meer und in den Himmel schauen konnte, ansonsten aber nichts sah. Deshalb lief ich den Weg wieder zurück.

Bei unserer Besichtigung hatte sich jemand nach den Kellerräumen erkundigt.

Die aber waren nicht zur Besichtigung freigegeben worden. Ich erinnerte mich leider erst jetzt daran und musste den Weg wieder zurückgehen.

Nach einigen Minuten der Suche entdeckte ich eine Treppe, die in die Tiefe führte und vor einem Gitter endete.

Das Gitter nahm die gesamte Breite des Ganges ein. Dahinter ballte sich die Dunkelheit. Ich umfasste die kalten Eisenstäbe, zerrte an ihnen und wollte auch rütteln, aber sie bewegten sich um keinen Millimeter.

Zwischen den Stäben hätten sich Kinder hindurchzwängen können. Ich war zu dick.

Was lag hinter dem Gitter? Ich leuchtete nach – und mein Herz übersprang einen Schlag.

Wie schon auf dem Felsen der Erleuchtung sah ich das Allsehende Auge als großes, geheimnisvolles Zeichen auf den Boden gemalt.

Umrahmt wurde es von einem Dreieck, und jenseits des Zeichens stand wie ein gewaltiger Koloss das geflügelte Pferd mit seinem Reiter Dochonios.

Gabriela hielt er nicht mehr in seinen Armen. Sie lag in der Mitte des Auges auf dem Boden, war bewusstlos und rührte sich nicht mehr. Ohne dass ich es eigentlich wollte, zuckte meine Hand hoch und traf

den Krieger mitten ins Gesicht.

Unwillig schüttelte er den Kopf, tat aber nichts. Das übernahmen andere.

Plötzlich hörte ich aus dem Dunkel der Halle die Schritte mehrerer Personen.

Dann erschienen drei Mönche. Sie trugen ihre roten Kutten, kümmerten sich nicht um das Licht meiner Lampe, sondern blieben jeweils an den Ecken des Dreiecks stehen. Was hatten sie vor? Ihre Blicke pendelten zwischen Pegasus und dem Allsehenden Auge hin und her.

Die Gesichter begannen zu erstarren. Eine überaus starke Konzentration hielt sie umfangen.

Die gesamte Szene kam mir unheimlich vor, denn nicht ein einziges Wort wurde gesprochen. Die Mönche, das Mädchen und auch der Reiter verharrten in einem dumpfen Schweigen.

Sie schwiegen auch dann noch, als das Allsehende Auge von innen her zu leuchten begann, den roten Schein weitergab, Gabriela übergoss und auch die Mönche nicht verschonte.

Sie standen da wie Figuren, schauten auf das leuchtende Zeichen und griffen synchron unter ihre Kutten.

Ich wusste nicht, was sie dort hervorholten, aber ich hatte mit vielem gerechnet, nur nicht mit dem, was sie tatsächlich in ihren Händen hielten.

Es waren Messer mit gebogenen Klingen! Plötzlich stockte mir der Atem! Wozu brauchten die Mönche ihre Waffen? Wollten sie damit die regungslos liegende Gabriela töten? Ich starrte sie an. Das Mädchen bewegte sich nicht, auch die Mönche standen stumm, nur in den Augen des schneeweißen Pferdes glühte es rötlich auf.

Die Mönche sahen dies als einen Befehl an.

Sie hoben ihre Arme, winkelten die Handgelenke an, so dass die Klingen auf ihre Körper wiesen.

Wollten sie sich töten? Ja, denn urplötzlich rammten sie die Hände vor und stießen sich die Klingen in die Brust…

Begreifen konnte ich es nicht! Ich, John Sinclair, stand fast zum Greifen nahe neben ihnen und musste zuschauen, wie sie sich die Klingen in die Körper stießen. Diese Männer verübten Selbstmord, Harakiri sagten die Japaner dazu. Und ich konnte nichts tun, weil mich das Gitter trennte.

Die Klingen steckten fest, aber die Mönche hielten noch die Griffe umklammert. Kein Laut drang über ihre Lippen. Sie litten und starben in einer gespenstischen Stummheit.

Der erste kippte nach vorn.

Während er fiel, drehte er sich mir zu. Ich sah für einen Moment sein bleiches Gesicht und auch den dünnen, dunklen Faden, der aus dem

Mundwinkel rann.
Blut…
Dann fiel er über das Mädchen.
Auch der zweite kippte. Zusammen mit dem dritten Mönch, so dass sie übereinander lagen.
Ich stand da und tat nichts. Ich konnte nichts tun. Nur Herkules hätte das Gitter einreißen können, aber der war ich nicht, so schaute ich weiterhin diesem grauenhaften Vorgang zu, der noch nicht beendet war, denn Pegasus setzte sich in Bewegung. Er schritt auf die toten Psychonauten zu.
Das Dreieck mit dem Allsehenden Auge war groß genug, um auch das Pferd aufnehmen zu können. Es stellte sich so hin, dass keines seiner Füße auch nur einen Menschen berührte.
Aus der Tiefe des Bodens drang das geheimnisvolle Licht und übergoss Lebende sowie Tote mit seinem geheimnisvollen Schein.
Sollte ich noch einmal das Kreuz werfen. Nein, tief in meinem Innern breitete sich die Erkenntnis aus, dass es besser war, wenn ich nicht eingriff und alles so laufen ließ.
Das war eine Magie, die mich nichts anging. Wenigstens jetzt noch nicht.
Vielleicht in Zukunft. Ich hatte ja so etwas Ähnliches schon vernommen.
So sah ich mit an, wie sich der Boden öffnete und alles, was innerhalb der magischen Zone lag, verschlang. Er reagierte da wie ein gewaltiges Maul, auch Gabriela wurde in eine Tiefe gezogen, die sie vielleicht nicht mehr hergeben würde.
Einen letzten Blick konnte ich noch auf das Gesicht des Reiters Werfen.
Es war hart und kantig. Dunkle Augen herrschten vor. Der Helm leuchtete rotgolden. Er verschwand. Wie auch das mystische Pferd, das ich gesehen hatte und von dem ich nun wusste, dass es tatsächlich existierte. Zurück blieb das Leuchten.
Auch als ich jetzt noch weiter in das Auge hineinschaute, konnte ich von den Verschwundenen nichts mehr erkennen. Die Erde hatte sie verschluckt. Nur allmählich könnte ich wieder einen klaren Gedanken fassen. Ich spürte überall auf meinem Körper den Schweiß und wusste auch, dass es in dem Kloster für mich wohl nichts mehr zu tun gab.
Langsam drehte ich mich um und kam mir dabei vor wie ein Geschlagener. In der nächsten Sekunde zuckte ich zusammen. Eine Alarmklingel schrillte in meinem Kopf, etwas strahlte auf, traf mich, blendete. Ich duckte mich weg und hörte eine raue Stimme, die mich in meiner Sprache anredete.
»Bleib stehen!«
Ich gehorchte…

Sekundenlang geschah nichts. Es flammten nur mehrere Taschenlampen auf, deren Strahlen mich aber nicht mehr blendeten, weil sie um mich herum eine helle Insel bildeten, in deren Mittelpunkt ich mich aufhielt.

Die Anzahl der Männer, die wie eine Wand aus Leibern vor mir standen, konnte ich höchstens schätzen. Jedenfalls waren es zu viele, als dass ich hätte gegen sie etwas unternehmen können. Und es waren die Mönche aus dem Kloster.

Einige der bleich wirkenden Gesichterwaren mir noch von meinem ersten Besuch her in guter Erinnerung. Im Randschein des harten Taschenlampenlichts wirkten sie verzerrt.

Eine begann zu sprechen. Er hatte eine tiefe, wohlklingende Stimme. »Wir wissen, wer du bist, und deshalb werden wir dich wieder laufen lassen. Sonst hättest du bis an dein Lebensende in diesem Kloster bleiben müssen. Du hast etwas gesehen, das es nicht geben darf. Die Menschheit ist noch nicht reif genug. In diesem Kloster haben unsere Brüder geforscht, und einigen von ihnen ist es gelungen, das dritte Auge, das jeder Mensch besitzt, zu aktivieren, so dass ihre Blicke und Gedanken für andere Dinge frei wurden. Sie ließen sich von der Phantasie tragen, sie sahen Welten, die uns verschlossen bleiben, aber sie haben sich zuviel vorgenommen. Die anderen waren stärker. Die erste Reise der neuen Psychonauten endete mit dem Tod. Vergiss es, Fremder. Vergiss, was du hier gesehen hast. Später ist die Zeit reifer. Irgendwann, glaube es mir. Und vergiss auch das Mädchen. Niemand hatte es retten können. Wenn die Götter und ihre Günstlinge nicht wollen, werden wir Menschen nichts erreichen. Unsere Brüder haben mit dem Feuer gespielt, und sich verbrannt…«

Ich hatte jedes einzelne Wort verstanden. Natürlich lagen mir Fragen auf der Zunge, aber ich hatte einfach das Gefühl, dass ich keine Antwort bekommen würde.

Deshalb nickte ich und sagte: »Ja, es ist gut.«

»Niemand wird dich aufhalten, wenn du gehen willst.«

»Danke.«

Meine ersten Schritte setzte ich zögernd. Die Wand aus Leibern tauchte vor mir auf. Ich sah die Gesichter jetzt deutlicher, und tatsächlich wichen die Mönche zurück.

Als ich ihre Phalanx durchbrochen hatte, vernahm ich wieder die Stimme des Sprechers.

»Einen Moment noch.«

Ich blieb stehen, ohne mich umzudrehen. Über meinen Rücken rann ein eiskalter Schweißtropfen.

Der Sprecher kam zu mir, blieb aber hinter mir stehen. »Du hast etwas, das dir nicht gehört.«

»Und was?«

»Es ist der Ring!«

»Ja, das stimmt.«

»Gib ihn her. Wir wollen nicht, dass du an dieses Kloster und an die Psychonauten erinnert wirst.«

Ich hob die Schultern. Es war tatsächlich besser für mich, wenn ich mich fügte. Als ich den Ring abstreifte und ihn in eine Handfläche legte, war es für mich wie ein Abschied.

»Geh und vergiss uns, John Sinclair…«

Das tat ich auch…

***

Stundenlang, die Sonne stand schon am Himmel, saß ich im schattigen Wald auf einem kleinen Baumstumpf, dachte nach und fühlte mich verdammt frustriert.

Man hatte mich regelrecht ausgepokert, aber es wäre Unsinn gewesen, sich gegen die Mönche zu stellen. Sie hätten ihre Drohung bestimmt wahrgemacht. Ich hatte etwas von den Psychonauten gehört, einer Gruppe, die es schaffte, das dritte Auge eines Menschen sichtbar werden zu lassen. Angeblich war die Zeit noch nicht reif, um anderen Menschen an deren Wissen teilhaben zu lassen.

Würde sie reif werden? Bestimmt, und ich war auch sicher, dass mir diese Psychonauten noch einmal über den Weg laufen würden.

Mit diesem Gedanken stand ich auf und ging zum Parkplatz, wo noch vom vergangenen Tag her mein Leih – Fiat stand. Der Wagen war jetzt schon aufgeheizt wie ein Brutkasten.

Als ich einstieg, hielten die ersten Busse mit Besuchern. Keiner der Leute würde wohl je erfahren, welch ein Geheimnis sich um dieses alte Kloster rankte.

Diejenigen, die davon wussten, schwiegen. Auch ich würde mich daran halten.

Andere Dinge warteten auf mich. Suko, mein Freund war verschwunden.

Ihn musste ich suchen. Wenn mir irgendwann einmal die Psychonauten begegnen würden, ich war darauf vorbereitet.

Und auch auf ein geflügeltes Pferd, das Pegasus heißt…

ENDE